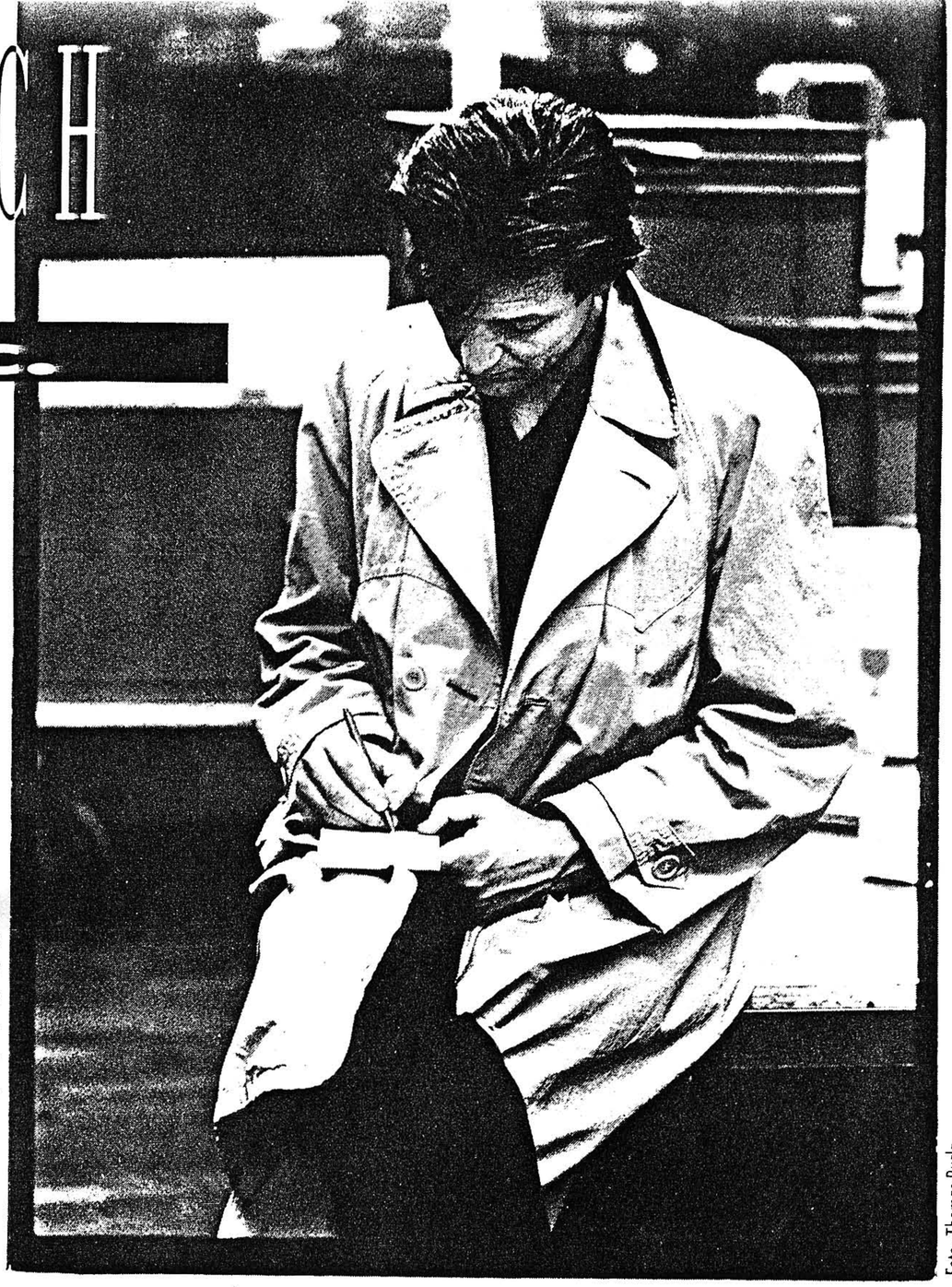


Erich Schmid hat über die Winterthurer Ereignisse eine spannende Reportage geschrieben.

Foto: Thomas Burla

Das Verhör

In Winterthur war die Rechtslage schon immer ein bisschen anders. Das illustrieren Geschichten vom behördlich abgesegneten Häuserabbruch trotz kantonalem Verbot. Und von der autofreien Altstadt, die ein Jahrzehnt nach der Abstimmung schon fast eingeführt ist. Ohne diese herrschende Selbstherrlichkeit zwischen luxusrenovierten Altstadtfassaden, Bildungsbürgermief und Arbeiterfleiss bei Sulzer, Rieter, Volkart und Winterthur Unfall ist undenkbar, was Erich Schmid im Buch «Verhör und Tod in Winterthur» beschreibt: Eine Groteske um Sprayinschriften, Brandanschläge, Schwarzpulver, 1.-August-Raketen und einen versengten Bundesrats-Fensterladen. Eine Groteske mit ernstem Hintergrund allerdings. Die Verfahren gegen die Hälfte der 26 in der «Aktion Engpass» 1984 verhafteten Jugendlichen wurde zwar eingestellt. Ein Mädchen aber brachte sich im Gefängnis um. Ihr Freund wurde in einem umstrittenen Indizienprozess zu acht Jahren Zuchthaus verdonnert.

Toll brauchts keiner zu finden, was die jungen «Wintis» sich leisteten. Das Buch ist kein ideologischer Schinken, sondern eine spannende Reportage. Erich Schmid machte verblüffende Entdeckungen, kämpfte gegen offene Verhinderungsversuche, skizziert ein erschreckendes Staatsgemälde: Schrieb ein Bundespolizist anonyme Verfehmungsbriefe? Seine Witwe und verschiedene Gutachter sagen es. Die Behörden liessen ihr Gegengutachten bei der Stelle machen, die schon die Hitler-Tagebücher für echt erklärt hatte. Setzte Bezirksanwalt Peter Marti bewusst eine Lüge in die Welt? Er hat gegen den Vorwurf bis heute nicht geklagt, wie überhaupt alle angegriffenen Behörden.

Trotzdem redeten Polizeispitzen in Winterthur, Zürich und Bern von «zusammengeschmierten» Vorwürfen, die «zur gegebenen Zeit im Detail» widerlegt würden. Die «gegebene Zeit» ist auch nach Monaten nicht gekommen. Nur der Bundesrat hat zur Sache Stellung genommen – und seiner Bundesanwaltschaft in einigem widersprochen.

Noch sind die Mosaiksteinchen der Affäre längst nicht zusammengetragen. Aber zuviel Offenheit, das hat die Berner Finanzaffäre gezeigt, kann gewissen Herren nur schaden. Erstes Opfer könnte nun Bezirksanwalt Peter Marti werden. Er muss sich am 8. Februar bereits im zweiten Wahlgang um sein Oberrichteramt bewerben. Und ist als Sieger alles andere als gesetzt.

Heidi Stutz

Erich Schmid: «Verhör und Tod in Winterthur», Limmat-Verlag, Zürich, Fr. 28.–.

Ein Buch zeigt mit schonungsloser Offenheit, wie sich ein Staat «Terroristen» schafft

«Verhör und Tod in Winterthur»

Obwohl wir fast täglich davon lesen, können wir uns nur schwer oder gar nicht vorstellen, was es wirklich heisst, gejagt und verfolgt zu werden. Nur wenige unter uns – etwa Fixer, die als ausgestossene Randfiguren ständig mit einem Bein in der Untersuchungshaft stehen und mit den Freunden und Helfern Erfahrungen gemacht haben, die nicht immer nur erfreulich waren – können wirklich nachvollziehen, was es heisst, in diesem Staat unter die Räder zu kommen.
Wie es allerdings gehen kann, wenn eine Gruppe nicht so funktioniert, wie das erwünscht und gefordert ist, zeigte sich in Winterthur.

***

Winterthur, die «Stadt der privaten Museen», die für neuere Kultur ein Holzboden geblieben ist; Winterthur, die kleinbürgerliche Industriestadt, wo sich eine «nationale Hochburg firmentreuen Verhaltens» gebildet hat; Winterthur die «Gartenstadt» wurde aus seinem «kleinbürgerlichen Traum von Wohlbefinden in einer Gesellschaft der unbeschränkten Konsummöglichkeiten» geweckt. Geweckt von einer Gruppe von jungen Leuten, die als «Wintiszene» bezeichnet wird.
Die Szene schien den vom «Rechtsbürgertum kontrollierten Behörden gefährlich», also musste sie ausgemerzt werden. Die «Wintiszene» wurde überwacht, verfolgt, eingelocht. Anna, eine 23jährige Frau, erhängte sich einen Monat nach ihrer Verhaftung im Winterthurer Bezirksgefängnis mit dem Kabel eines elektrischen Tauchsieders. «Nach über sieben Stunden Verhör durch zwei Beamte der Bundespolizei hatte sie keinen andern Ausweg mehr gesehen», schreibt Erich Schmid in seiner Reportage über «Verhör und Tod in Winterthur», die kürzlich in Buchform erschienen ist.*
Es ist Schmids Verdienst, dass die Vorfälle in Winterthur mit schonungsloser Härte offengelegt und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Schmid zeichnet in seinem spannend geschriebenen und gründlich recherchierten Buch auch so etwas wie ein Modellfall nach. Der Modellfall, wie sich unser bürgerlich-demokratischer Staat «Terroristen» schafft, wie er auf grundsätzliche Kritik, die ihm aus den Fingern zu gleiten droht, mit voller Härte und unglaublicher Brutalität reagiert.

Obwohl nicht völlig naiv und unbedarft in Sachen «Gewalt in der Literatur», empfand ich «Verhör und Tod in Winterthur» als das in seinen Aussagen brutalste Buch, das ich je gelesen hatte. Natürlich sind die Winterthurer Machenschaften verglichen mit anderen Sachen, etwa mit Ausschaffungen von Tamilen und Türken, oder verglichen mit den Zuständen blutigen Diktaturen von Südafrika oder Chile, nicht beispiellos, ja nicht einmal besonders herausragend. Das Entscheidende im Fall Winterthur jedoch ist, dass er sich nicht nur wirklich so abgespielt hatte, sondern aufzeigt, wie in unserem Land die Rechtsstaatlichkeit ausgesetzt wird, wenn das Bürgertum sich bedroht fühlt(!). Diese Nähe, die dir die Vorstellung erlaubt, es könnten deine Freundinnen, dein Freund sein, die in die Mühlen geraten waren, ist es, die Schmids Reportage zu einem Horrortrip durch die Wirklichkeit macht.
Das Wissen darum, dass in Winterthur wirklich einige Menschen zerstört wurden, das Wissen, dass es Tatsachen sind, und es nichts mit Dichtung zu tun hat, wenn Schmid darüber schreibt, wie eine 23jährige Frau in den Selbstmord getrieben wurde, bloss weil sie ein paar Farbbeute geschmissen hatte, in einer Szene lebte, die der Staat nicht zu verkraften imstande ist, und einen Freund hatte, der als Hauptangeklagter galt, oder wenn Schmid beschreibt, mit welchen Methoden ein 17jähriger(!) Mann verhört wurde (siehe auch Kasten), und das Wissen darum, das Winterthur kein Sonderfall war, gepaart mit der Erkenntnis, dass das auch bei uns passieren kann, ist es, was die die Tränen in die Augen treibt. Tränen der Trauer, vor allem aber Tränen der Wut über dieses Land, das sich so liberal gibt und nichts desto trotz brutal auf eine kleine oppositionelle Gruppe eindrischt, ohne dass sich der grosse Teil der Öffentlichkeit betroffen fühlt; Tränen der Wut über das Verhalten dieser «Ordnungshüter», die an den «Wintis» ihre faschistoide, kleinbürgerliche Einstellung voll ausleben konnten, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden.
Während der Lektüre kommt sie immer wieder, diese Wut, macht sich in dir breit, schüttelt dich. Du fragst, wie du reagieren würdest, wenn deine Freunde einfach in den Knast gesteckt würden, wenn eine deiner Bekannten in den Selbstmord getrieben würde, einer deiner Kollegen nach einem mehr als zweifelhaften Indizienprozess zu acht Jahren Knast verurteilt würde.

***

Die klare Stellungnahme des Autors wurde diesem jedoch auch beinahe aufgezwungen, wurde er doch des öftern von Polizeileuten beschattet und verfolgt. Ein Beispiel: «Während ich am Ende des Schulgebäudes der wenig befahrenen Zeughausstrasse entlang flaniere, auf der Suche nach dem Strasseninspektorat, fallen mit drei unaffällige Personenwagen auf, die abwechselnd im Kriechtempo an mir vorüberrollen. Zweimal von vorn, dreimal von hinten.» Was Schmid erst als «Bullenparanoja» hielt, wurde ihm später von zwei «Wintis» erklärt: Wer zur Wintiszene gehört, wird überwacht.

***

Begonnen hatten die Winterthurer «Ereignisse» anfangs der achtziger Jahre. Die Kultur der «Wintis», die sich aus der Jugendbewegung entwickelt hatte, wurde «auf allen möglichen Ebenen mit kleinbürgerlicher Akribie und hartem Anpacken eingeschränkt». Das Establishment wurde durch die «Witis» in Frage gestellt, die der kleinbürgerlichen Gesellschaft ihre eigene Musik, eigene Wohnformen, einige Druckschriften, eigene selbstverwaltete Wirtshauskultur und anderes mehr entgegenstellten.
Durch behördliche Schikanen und Polizeieinsätze an Konzerten politisiert, stellten die «Wintis» die Politik «auf lokaler und exportwirtschaftlicher Ebene» in Frage, die von «zwei, drei Grossbetrieben» dominiert wird. «Die Tatsache, dass der Winterthurer Wohlstand zu einem grossen Teil auf der Armut der Dritten Welt beruhte, war der Szene nicht gleichgültig», schreibt Schmid.
Die «Wintis» gingen auf die Strasse, protestierten gegen Wohnungsnot und Spekulation, gegen Sulzer-Exporte und die Winterthurer Waffenmesse. Die Folge waren mehr und mehr Übergriffe der «Ordnungskräfte», was die Betroffenen verständlicherweise als staatlichen «Kleinterror» empfanden.
Schmid: «Sie schlossen sich noch enger zusammen und machten ihrem Unbehagen nächtlicherweise mit der Spraydose Luft. Sie malten ihren Protest fortan in Unterführungen, an Stützmauern und an die Fassen öffentlicher

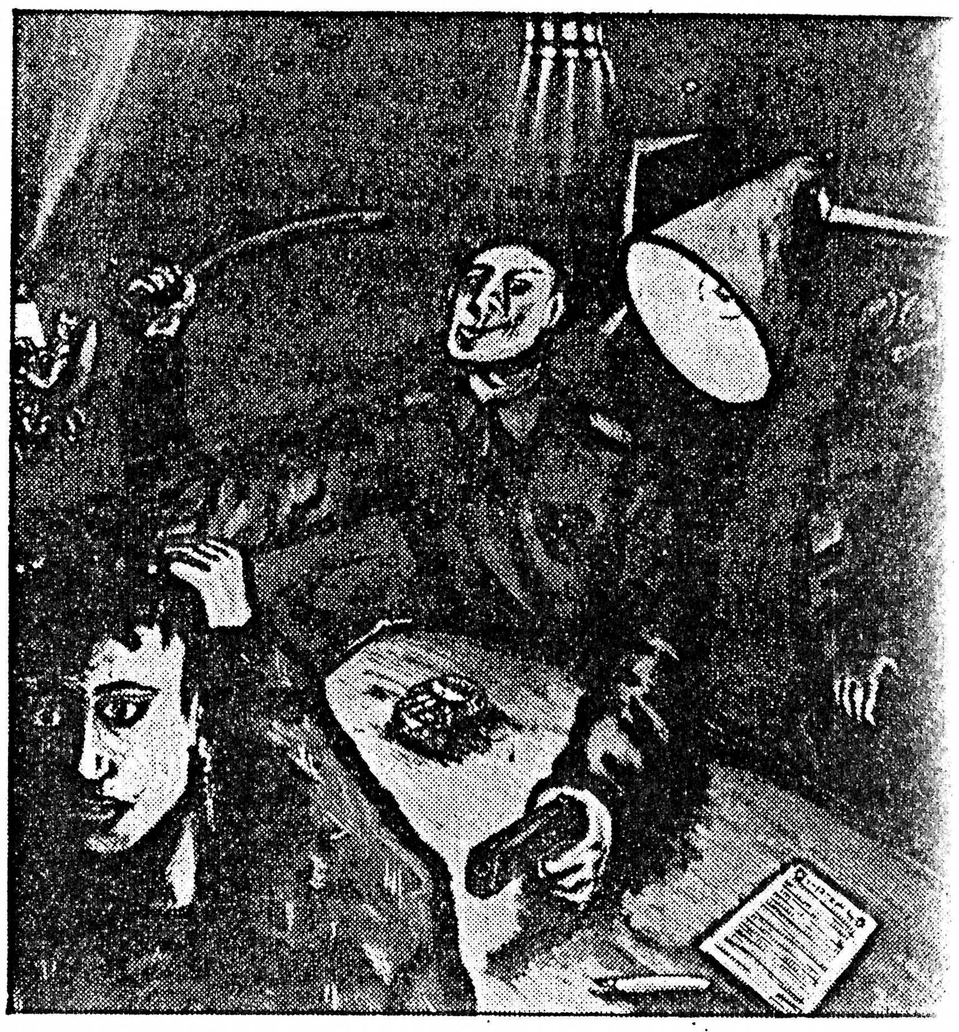


Illustration: Frank («Befragung zur Person»).

Gebäude und Firmensitze.» Das Klima wurde noch härter, da nun auch «das angepasste Kleinbürgertum», welches von den «Wintis» öffentlich in Frage gestellt wurde, sich gestört fühlte.
«1984 kam es dann zu einer Art Frühlingserwachen mit einer Serie von politischen Anschlägen unter anderem auf Baracken, auf zwei Pinzgauer der Armee, auf das Technikum und auf das Wohnzimmerfenster von alt Bundesrat Friedrich», fasst Schmid zusammen.

***

Weil der Frühling etwas subversives an sich hat – schliesslich wächst da etwas Neues heran –, reagierte «man» in Winterthur. In der Presse las sich das so nach Schmid: «Über hundert im Einsatz stehende Beamte hätten am frühen Morgen des 20. Novembers 1984 im Verlauf der Aktion ‚Engpass 21' Jugendliche (es waren 24, später 30) aus drei Winterthurer Wohngemeinschaften verhaftet; Hausdurchsuchungen hätten wichtige Sachbeweise ergeben, die im Zusammenhang mit 26 Brandanschlägen, 6 Sprengstoffdelikten und hunderten von Sachbeschädigungen der vergangenen Jahre stehen.» Beweise hatten sie kaum, da wurde einfach aufgeräumt, was nicht in das Bild der sauberen Stadt passte. Ein Mieter der ein Stockwerk über einer ausgehobenen Wohngemeinschaft wohnte, erlebte die Säuberungsaktion «Engpass» so: «Dienstag, 20. November 1984, zirka 6.30 Uhr liege ich noch im Bett. Plötzlich wird die Wohnungstür aufgebrochen. Etwa fünf bis zehn Polizeibeamte stürmen die Wohnung. Zwei Beamte in Kampfanzug postieren sich vor meinem Bett und richten ihre Pistolen gegen mich mit der Aufforderung ‚Hände in den Nacken und keine Bewegung!'. Dann wird mir befohlen aufzustehen. Ein wahrscheinlich etwas höher gestellter Beamter eröffnet mir, dass ich nicht gesucht werde. Trotzdem darf ich nur unter Aufsicht auf die Toilette: Duschen unter Polizeiaufsicht! Wie gesagt, es wird nicht nach mir gefahndet. Ich verlange eine Erklärung über den ganzen Vorfall. Diese wird mir verweigert. Zirka eine halbe Stunde nach Beginn des Überfalls kommt der Einsatzleiter und meint lapidarisch: ‚Es ist gut, Sie können jetzt arbeiten gehen'.»

***

Auf die Aktion «Engpass» folgte für die nicht eingelochten «Wintis» und die Angehörigen der Verhafteten schwierige Zeiten. Sie wurden nicht darüber informiert, was genau vorgefallen war und in welcher Situation sich ihre Freunde, Bekannten, Töchter oder Söhne befanden. Gegen die meisten der 30 Verhafteten konnte die Bezirksanwaltschaft nichts vorweisen, gegen die anderen gab es zwar Hinweise auf Beteiligung bei Sachbeschädigungen, die massive Polizeiaktion liess sich jedoch auch dort in keiner Weise rechtfertigen.
Der Fall von Anna steht exemplarisch für die damaligen Verhältnisse im Winterthurer Bezirksgefängnis: «Der Verdacht auf Sprengstoffdelikte entbehrte

ein Hinweis gegen sie vor. Der V dacht auf Sprengstoff war pures K strukt, das, wie die meisten Anstr gungen der Untersuchungsbehör den gleichen Zweck verfolgte: Isolati und Zermürbung», schreibt Schmid.
Weil die Beweislage so «mager» w mussten Geständnisse und Aussag her, unter allen Umständen. Die Unt suchungsbehörden begannen An «weichzukochen», schliesslich war die Freundin des Hauptbeschuldigt Frank (von ihm stammt übrigens d Illustration auf dieser Seite). Um Ann die sich weigerte, Aussagen zu mach herumzukriegen, setzten die Unter chungsbehörden unter anderem einen anonymen, ihren Freund dif mierenden Brief, der aller Wahrschei lichkeit nach von einem Bundespoli sten aufgesetzt wurde, um Anna v ihrem Freund Frank zu trennen. V nichts wurde zurückgeschreckt. D Resultat war, dass Anna sich in d Folge eines siebenstündigen Verhörs ihrer Zelle umbrachte. Nein, sie wur von den Untersuchungsbehörden ni ermordet, aber sie wurde von ihnen den Selbstmord getrieben.

***

Der Vortitel zu dieser Buchkritik l tet: «Wie sich ein Staat Terrorist schafft.» Dieser Satz ist bewusst so schrieben, dass er in einem doppelt Sinn verstanden werden kann. Erst wurde in Winterthur von Medien, Po tikern und Justizbeamten eine Grup von jungen Leuten durch eine unhei liche Kampagne in das Umfeld von Te roristen gestellt – wenn man kei «echten» Terroristen hat, aber gern welche hätte, um auf sie loszugeh dann muss man sich halt welche bes gen.
Entsprechend war dann das Verhalt der Polizei und der Untersuchungsb hörden. Mit Terroristen ist ja schlie lich nicht zu spassen. Entsprechen war auch das Verhalten gegenüber genannten Sympathisanten. Journal sten, die sich kritisch mit den Ereigni sen in Winterthur auseinandersetzt wurden entlassen, erhielten Schrei verbot und wurden schikaniert. (Au Erich Schmid, früher Gerichtsreport schreibt nicht mehr für seinen bisher gen Auftraggeber, den «Tages-Anz ger»...) Das «Terroristen schaffen kann aber auch in einem anderen Sin verstanden werden. Mit ihrem Verha ten gegenüber den jungen oppositione len Leuten, schufen die Behörden i Winterthur den Boden für «echten Terrorismus. Wer so zuschlägt, mu damit rechnen, dass zurückgeschlag wird.
Bisher blieb es allerdings erstaunli ruhig in Winterthur. Nachdem, w sich die Behörden und ihre Leute i Hintergrund in Winterthur erlaubte hätte es mich nicht erstaunt, wenn ein ge «Wintis» wirklich in den Untergrun gestiegen wären, um die Kampfansa des Establishments aufzunehme wenn sie begonnen hätten, das kapu zu machen, was sie kaputt machte.

Peter Sta

Eine kleine Leseprobe

Winterthurer Verhörmethoden

Der siebzehnjährige Etienne schilderte sein Verhör mit den Bundesbeamten:
«Ich war seit über einer Woche im Zürcher Polizeigefängnis in Untersuchungshaft. Es gab in meiner Zelle nichts – keinen Bleistift, kein Papier, und meine Comics und Bücher befanden sich im Wissenschaftlichen Labor. Ich wurde von Zelle zu Zelle versetzt: von kalten, schmutziggrauen in weiss getünchte, glanzpolierte, steril-moderne. Der Anwalt, angeblich seit Tagen unerreichbar. Und mit Spazieren war auch nichts: 24 auf 24 Stunden drin.
Dann schreiten plötzlich drei Polizisten zum Verhör: St. und Sch. vom Bund und Kantonspolizist B. Einleitend halten sie mir einige Geständnisse unter die Nase. Sie beschuldigen mich, an der bunten Veränderung der frischrenovierten Kirche St. Peter und Paul beteiligt gewesen zu sein. Ich verweigere die Aussage, und da ich schweige, holen die beiden Herren aus Bern zu einem zweistündigen Vortrag aus: Schweigen nütze nichts. Vernünftig werden. Mannhaft zur Sache stehen. Nicht den Helden spielen. Einen Strich darunter ziehen. Mir deswegen kein Haar gekrümmt werde. Das Gericht in solchen Fällen einetwegen verurteilen könne. Ich schweige.
Die Stimmen heben an. Nun höre ich, dass mein Freundeskreis geradezu teuflisch sei und nur aus Dieben, Drogensüchtigen und Kriminellen bestehe – aus gefährlichen Personen, die mich schlecht beeinflusst, mich in den Terrorismus hineingezogen hätten. Die hätten nur meine aufrechten Gefühle ausgenutzt, meine Eigeninitiative missbraucht, mich in eine falsche Welt versetzt. Meine Freunde versauten mir die Lust am Arbeiten, an einer Lehre. Sie zerstreuten meine Gedanken an Familie und Zukunft, höre ich – und ob ich überhaupt

schläge hätten Menschenleben in Gefahr bringen können, und falls ich wisse, wo das Sprengstofflager versteckt sei, solle ich es ihnen besser gleich sagen, bevor noch mehr Unheil über die Schweiz hereinbreche. Ob ich denn kein schlechtes Gewissen habe? Sie hätten bei mir zu Hause eine benützte Steinschleuder sichergestellt. – Wie ich gelebt hätte, ohne zu arbeiten? Ob ich während meiner Ferien in Spanien Kontakte zu gleichgesinnten Gruppen unterhalten habe? Und so weiter.
Die beiden Bundespolizisten steigern sich in immer härtere Vorwürfe hinein. Abwechselnd. Inspektor St. übernimmt die Rolle des Aggressiven, ist ernst und geradezu böse. Sch. ein bisschen älter, etwas beleibt, hat rote Bäcklein, ist der Gute, der Väterliche. Protokollführer B. von der Kapo ist freundlich und sagt fast nichts. Während St. und Sch. einen Redeschwall über mich ergiessen, erwarten sie keine Antwort.

Sie zeigen mir Fotos von Freunden, von Sachbeschädigungen und schimpfen über den Stumpfsinn des Verbrechens. Sie werfen mir vor, ich verweigere die Aussage nur, um später von diesem Lumpenpack wieder akzeptiert zu werden. Sie reden von Gruppendruck; ich würde mich aber nur selber kaputt machen damit. Ob ich denn lieber gottverlassen, von Freunden verraten, im Gefängnis den Helden spielen wolle! Hier drin habe es noch keiner lange ausgehalten. Früher oder später sei da noch jeder zur Vernunft gekommen.
Und dann alles nochmal von vorn: die Kindheit, mein Liebesleben, meine druckausübenden Freunde. Inspektor St. brüllt. Er tobt und schlägt wiederholt die Faust auf den Tisch: Aschenbecher, Bleistifte und Büromaterial

genaustens unter die Lupe genommen. Wüssten viel. Mein Schweigen zögere die Sache nur hinaus. Darauf wieder St., der sich inzwischen erholt hat: Er sei schon lange Polizist, und er habe es bisher jedem gesagt: Es dauere manchmal lange – Wochen und Monate..., aber dann...
So vergingen zwei volle Verhörstunden. Schliesslich surrt Kantonspolizist B. einen Protokollbogen in die Schreibmaschine, nickt den Bundespolizisten zu und fordert sie zur ersten abgemachten Frage auf. Ich habe richtig gehört: abgemacht. Ich erhebe mich vom Stuhl und beharre auf meinem Recht zu schweigen. Zuerst wolle ich meinen Verteidiger sehen. Die drei starren mich an, befehlen, mich sofort zu setzen: «Hier bestimmen wir den Tagesablauf, nicht du!» Trotz wiederholtem «Setz-dich-du-frecher-Bengel» bleibe ich stehen. «Hören Sie», brülle ich zurück, «seit zwei Stunden werde ich verhört, und auf dem Protokoll steht noch nicht mal eine einzige Frage! Sie haben es offensichtlich darauf abgesehen, meinen Anwalt so lange wie möglich fernzuhalten. Ich mache das nicht mehr mit!»

Jetzt dreht Inspektor St. vollends durch: Sie seien heute eigens von Bern hierher gefahren, um mit mir zu reden, mich zur Vernunft zu bringen ... und etwas solle ich mir merken: «Wir gehen niemals nach Bern zurück, ohne weitergekommen zu sein.» St.s Halsschlagader schwillt an. Seine Stimme überschlägt sich. Er brüllt jetzt mit hochrotem Kopf so lange auf mich ein, bis schliesslich der bisher eher stille Kantonspolizist B. dazwischenfährt. Sch. beginnt, seinen Kollegen zu beruhigen, warnt mich aber davor, Herrn St. noch einmal zu reizen. Sonst könnte ich mich auf etwas gefasst ma-

TAG I. 19. DEZ. 86. S. 23.

NEUES BUCH

Erich Schmids Recherchen über «Verhör und Tod in Winterthur»

■ VON PETER HUG

Am 20. November 1984 hat die Polizei in Winterthur mit einem Schlag rund 20 Jugendliche festgenommen. Sechs weitere Verdächtige wurden zur Fahndung ausgeschrieben. Vorgeworfen wurden den bei der Aktion «Engpass» Festgenommenen zahlreiche Sachbeschädigungen – vor allem Farbschmierereien – sowie eine Reihe von Brandstiftungen und der Sprengstoffanschlag auf das Haus des damaligen Bundesrates Friedrich. Bei der Hälfte der damals Festgenommenen sind die Verfahren später eingestellt worden, neun sind wegen Sachbeschädigungen bestraft worden. Von den zwei Hauptangeschuldigten ist einer, «Frank» wird er im Buch von Erich Schmid genannt, kürzlich zu einer Strafe von 8 Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Nach dem Verhör erhängt

Auch «Anna», die 23jährige Freundin von Frank, gehörte zu den damals Verhafteten. Nach vier Wochen Einzelhaft erhängte sich die Untersuchungsgefangene am 18. Dezember 1984 in ihrer Zelle. Mindestens sieben Stunden lang war sie vorher von zwei Bundespolizisten verhört worden. Was bei dieser Einvernahme genau vorgefallen ist, lässt sich aus dem knappen, fünf Seiten umfassenden Protokoll nicht entnehmen. Und Annas Verteidigerin durfte bei diesem Polizeiverhör nicht dabeisein. In den ganzen vier Wochen im Gefängnis hatte die Untersuchungsgefangene mit ihrer Anwältin nie unter vier Augen sprechen dürfen. Zweieinhalb Wochen lang musste sie warten, bis sie ein erstes Mal mit ihr sprechen durfte, und auch das nur in Anwesenheit eines Polizeibeamten.

Den Hintergründen dieses Todes einer Gefangenen ist Erich Schmid in seiner Reportage nachgegangen. (Schmid war früher Reporter beim «Tages-Anzeiger»; Ende September 1984 war das Arbeitsverhältnis von der Chefredaktion aufgelöst worden.) Um der Vorgeschichte und den Umständen dieses Todes näherzukommen, hat Schmid in den letzten eineinhalb Jahren zahlreiche Gespräche mit Verteidigern, Angehörigen und Freunden der Toten, aber auch mit Bezirksanwälten, Polizisten und Gefängnisaufsehern geführt. Dass er bei diesen Recherchen von der Polizei aufmerksam beobachtet wurde, versteht sich von selbst.

Die spektakulärsten Ergebnisse seiner Recherchen hat Schmid schon vor dem Erscheinen des Buches zusammen mit dem Journalisten Jürg Frischknecht an einer Pressekonferenz bekanntgemacht. Mit einem anonymen Brief habe man schon kurz vor der Verhaftung versucht, den Hauptverdächtigen Frank bei seiner Freundin Anna schlechtzumachen. Und geschrieben habe diesen Brief – so Schmid – der Bundespolizist V., der sich während der Winterthurer Strafuntersuchungen ebenfalls das Leben genommen hatte. Ausserdem soll von Bezirksanwalt Marti wider besseres Wissen behauptet worden sein, Frank sei im Bett einer anderen Frau aus der Gruppe verhaftet worden. Mit diesen Methoden habe man versucht, von der Untersuchungsgefangenen belastende Aussagen über ihren Freund zu erhalten.

Wie er zu diesen Vermutungen gekommen ist, beschreibt Schmid im zweiten Teil seines Buches. Interessanter als diese inzwischen bekannten Theorien um den anonymen Brief oder die sogenannte Verhaftslüge ist jedoch der erste Teil der Reportage. Hier beschreibt Schmid auf eindrückliche Weise seine Fahrten nach Winterthur, die ersten Gespräche mit Jugendlichen aus der Gruppe um Anna und Frank. Der Autor, der Winterthur aus der Zeit seiner Lehre kennt, zeichnet ein Bild des Klimas in dieser Stadt, das verständlich macht, weshalb es Jugendliche mit einem alternativen Lebensstil hier schwerer haben als anderswo.

Parteinahme für die «Wintis»

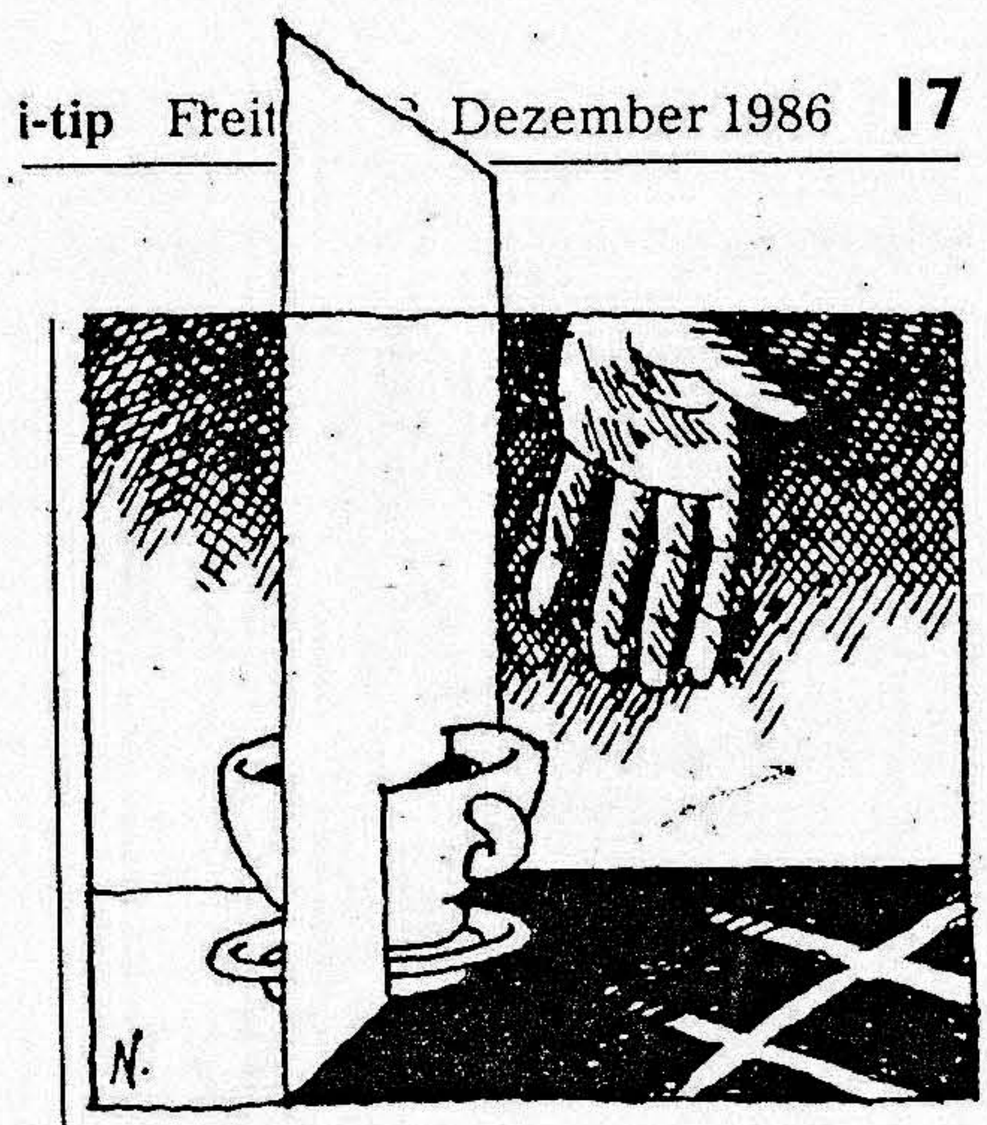
Schmids Buch ist ein einseitiges Werk. Der Autor nimmt mehr oder weniger unausgesprochen Partei für die verhafteten «Wintis», wie er sie liebevoll nennt. Trotzdem ist die Reportage Schmids keine blosse Anhäufung von Vorwürfen und Anklagen an die Behörden. Schmids Buch lebt von der spannenden Nacherzählung seiner Recherchen und Gespräche mit misstrauischen Polizeibeamten oder Angehörigen, von den vielen «merkwürdigen» Ereignissen rund um diese Strafuntersuchungen. Allein die schillernde Figur des Bundespolizisten V. – er soll sich in einem Winterthurer Hotel auf dem Meldeschein als «Terrorist» mit Reiseziel Beirut eingeschrieben haben und wollte im Kunstmuseum unbedingt ein Bild des Hauptangeschuldigten Frank kaufen – würde genug Stoff für einen Roman hergeben.

Doch Schmids Buch ist nicht nur spannend, es ist in mancher Hinsicht auch eine beängstigende Lektüre. Was Erich Schmid schreibt, mag vielen unglaublich vorkommen. Doch die meisten Aussagen sind durch Tonbandaufnahmen oder Dokumente belegt. In einigen Details zielt der Autor allerdings haarscharf an den Tatsachen vorbei, und einzelne seiner meist in Frageform verpackten Unterstellungen mögen verfehlt sein. Doch mit dem Grundtenor seiner Kritik an den Winterthurer Verfahren liegt Schmid wohl richtig. Polizei und Untersuchungsbehörden haben hier zu Mitteln gegriffen, die sonst in einer Strafuntersuchung nicht üblich sind. Die Kontakte der Verhafteten zu Angehörigen und Verteidigern sind in einem Masse eingeschränkt worden, wie es bisher höchstens bei Terroristenprozessen der Fall war. In manchen Fällen kam die Untersuchungshaft dem unzulässigen Versuch nahe, die Gefangenen «weichzukochen» und ein Geständnis zu erzwingen.

Ein Winterthurer Anwalt, bei dem Anna als Babysitterin gearbeitet hatte, kann sich dieses Verhalten von Polizei und Bezirksanwaltschaft nur so erklären: «Ich glaube, die Untersuchungsbehörden standen ihrerseits unter einem enormen Druck.» Und Gefängnisverwalter B. sagt dazu im Gespräch mit Erich Schmid: «Es ist nun einmal die Aufgabe der Behörden gewesen, unter allen Umständen die Wahrheit herauszufinden.»

Erich Schmid, Verhör und Tod in Winterthur, Limmat Verlag Zürich, 240 Seiten, 28 Franken.

ZÜRITIP FR. 18 DEZ. 86.



Einseitig

Eine junge Frau erhängte sich in ihrer Zelle mit dem Kabel eines Tauchsieders, aber das ist eine einseitige Darstellung. Richtig ist, dass ihr Tee während des 9stündigen Dauerverhörs kalt geworden war und der Wärter ihr zum Aufwärmen den Tauchsieder überliess, an dessen Kabel die junge Frau sich erhängte, aber das ist wiederum eine einseitige Darstellung. Richtig ist, dass die Frau keinen Tee mehr trinken wollte oder konnte, nachdem man sie durch gefälschte Briefe verunsichert, durch die fortgesetzte Nötigung, gegen ihren Freund auszusagen, geschwächt und zu guter Letzt durch den Ratschlag, sie solle sich doch aufhängen, dazu gebracht hatte, den Tauchsieder nicht zum Wärmen des Tees zu gebrauchen, sondern um sich daran aufzuhängen, am Kabel des Tauchsieders, den der Wärter ihr gab, aber das ist einseitig dargestellt. Richtig ist, dass er ihn ihr aus Mitleid gab. Dann war ihr aber nicht ums Trinken zumute, auch wegen des Briefs nicht, in dem ihr Freund anonym der Untreue bezichtigt wurde und der, wie ein Journalist herausfand, von einem Verwandlungskünstler der Polizei gefälscht worden war, aber das ist die himmeltraurigste aller einseitigen Darstellungen. Richtig ist, dass der Journalist wegen einseitiger Darstellung von seiner Zeitung nicht wieder angestellt wurde, und richtig ist ferner, dass die Wahrheit immer einseitig ist, selbst wenn man die Mörder auch zu Wort kommen lässt.

Linus Reichlin

Schweizer Illustrierte, Nr. 3, 12. Januar 1987, "die 10 Tips..."
Seite 117

Report

Tod hinter Gittern

Die Lektüre geht arg unter die Haut und wirft quälende Fragen auf. Der Leser ist betroffen, entsetzt vielleicht, oder aber er schenkt der dramatischen Schilderung keinen Glauben. Die Rede ist von Erich Schmids Buch «Verhör und Tod in Winterthur», das sich mit den Folgen jener Sachbeschädigungen, Brandstiftungen und Wandsprayereien beschäftigt, die 1984 als «Winterthurer Ereignisse» bekannt geworden sind.

Da liest man, wie Polizei und Untersuchungsbehörden bei der Aufklärung zu Mitteln gegriffen haben, die in vielen Medien kritisiert worden sind und sogar den Bundesrat beschäftigen.

Das Buch liest sich spannend. Dafür garantiert der Autor Erich Schmid, 39, früher Journalist beim «Tages-Anzeiger» und Verfasser engagierter Gerichtsreportagen. Schmid ging den Untersuchungsmethoden akribisch genau nach. Vor allem zeichnet er die Hintergründe des Todes einer jungen Frau auf, die sich nach vier Wochen Einzelhaft im Bezirksgefängnis Winterthur mit dem Kabel eines Tauchsieders erhängt hatte. Dabei belegt Schmid seine Anklagen mit Tonbandaufzeichnungen und Dokumenten.

«Verhör und Tod in Winterthur. Eine Reportage». Limmat-Verlag, 28 Franken.

Erich Schmid

Verhör und Tod in Winterthur
Limmat Verlag

Erich Schmid: ein Gerichtsreporter deckt auf.

Neues Buch: "Verhör und Tod in Winterthur"

Wenn die Demokratur aufräum

Kürzlich erschien das Buch *"Verhör und Tod in Winterthur"* (Limmat-Verlag) des Zürchers Erich Schmid. Ein Politthriller, den alle lesen sollten. – Marcel Gamma beschreibt, warum ihr es genau NICHT tun sollt.

Schmids Sprache ist schmucklos, nüchtern, sein Stil abschweifend und ohne Spannungselemente. Sein Buch ist erstklassiges Handwerk. Und sein Stoff sucht seinesgleichen: Stell' dir irgendeine bürgerlich regierte Kleinstadt vor, mit dem einzigen Ziel einer autofreien Altstadt, eine "langweilige" Stadt, ohne Reize. Und nie passiert etwas Aufrührerisches, Gefährliches oder Katastrophales. Bis plötzlich immer mehr Farbsprayereien auftauchen. Und auf das Fenster eines bekannten und einflussreichen Magistraten wird ein "Sprengstoffanschlag" verübt. Es beginnt eine eigentliche Terroristen-Hatz. 30 Personen werden aus 3 WG's verhaftet, es folgen stundenlange Verhöre, polizeiliche Vorladungen wegen Bagatellen, Bespitzelungen, Anklagen, Einzelhaft, Beschränkungen der Kontakte zu Angehörigen und Verteidigern. Die Behörden verfügen plötzlich über ungeahnte Rechtsmittel, niemand bremst sie dabei. Die Zeitungen drucken Polizeiverlautbarungen ab.

Du magst denken, dies sei, gelinde gesagt, ein wenig übertriebener Eifer. *"Es ist nun mal die Aufgabe der Behörden, unter allen Umständen die Wahrheit herauszufinden"*, sagt im Buch ein Gefängnisverwalter. *"Unter allen Umständen"* heisst Verhör und zwei Selbstmorde, "Frank" (Pseudonym für den Hauptangeklagten) kriegt acht Jahre Knast, sechs weitere "Wintis" werden wegen "Sachbeschädigung" zu bedingten Strafen verurteilt, die anderen werden als unschuldig freigelassen, müssen aber z.T. ihre Verteidigerkosten selbst blechen.

Schmid könnte seinen Erstling an Bahnhofskiosken verkaufen, als erschütternde Zuglektüre. Ist keine schöne Stadt, in der das in Wirklichkeit möglich wäre, finde ich. Der Leser ist froh, nicht da zu wohnen, unauffällig zuleben oder damit einverstanden zu sein.

Übrigens: Die Story ist wahr. Mit Dokumenten aller Art belegt. "Verhör und Tod in Winterthur" handelt von den Ereignissen nach der Massenverhaftung am 20.November 84. Am 18. Dezember erhängte sich "Anna" (Pseudonym für "Frank's" Freundin) nach einem 7stündigen Verhör in ihrer Zelle. Sie war 23. Nach Schmids Meinung wurde ihr Tod auch durch einen anonymen Brief beschleunigt, den der Bundespolizist V. selbst geschrieben hatte. Auch V. brachte sich nach seiner Rückversetzung wegen *"gewisser, dem Verfahren abträglichen Verhaltgensweisen"* um.Das gab der Bundesrat inzwischen auf eine einfache Anfrage von Nationalrat Braunschweig nach wochenlangen Dementis zu.

Der Hauptangeklagte "Frank", der Bundesrat Friedrichs Fensterladen mit einem modifizierten Molotow-Cocktail beschädigt hatte ("Sprengstoff"), hockt. Die Schadenssumme der "Brandanschläge" beläuft sich auf "cirka" Fr. 4143.–. Bei einer Sprayerei wertete man jede einzelne verwendete Farbe als Straftat. Tja, so läppert sich dann schon eine ansehnliche Summe zusammen ... An einer von Erich Schmid kürzlich im Kanzlei gehalter Lesung meinte ein anwesender Anw die Winterthurer Behörden hätten a den Europa-Rekord im Verteidig Ausschliessen gebrochen. Das überras dann keinen mehr. Und dass ein muti Tagi-Journalist nach einem Urteilsko mentar künden musste, ist vergleic weise ein Detail.

Schmid versucht zu belegen, dass V. anonymen Brief selbst geschrieben h impliziert den Gedanken, dass die W terthurer Behörden die Geschehnisse a gebauscht haben, um um so härter schlagen zu können. An Schmids Lesu wurde auch der Leiter der Verhaftungs tion, Eugen Thomann, zitiert, der einem Vortrag am 15.9.86 Rechtsaussen-Gruppe *"Chance Schwe* zum Thema "Staatsschutz" sagte: W stünden in einem verdeckten Krieg, d dürfe in der Öffentlichkeit nicht allzu d matisch klingen, aber auch nicht über ungeheuren Ausmasse hinwegtäusch Eingebettet in die Gesamtverteidigu müsse der Staatsschutz über Krisen na denken. Und spätestens im Kriegsfa müsse sich dieser mit der Mehrzahl v ihnen beschäftigen. – Er meinte die Li ken.

Aber das Buch ist schon Hammer nug. Lest es nicht. Es bleibt das Gefü ohnmächtiger Wut zurück. Und die M nung, nur diese Haltung sei moralis vertretbar. Was Erich Schmid in ande halb Jahren recherchiert hat, ist zuviel, dass ein Leser es je vergessen könnte. Le es nicht und bleibt idealistisch, glaubt Gerechtigkeit. Und nicht daran, dass vie leicht jeder kleine Sprayer, im Ernstfall der kritische Mensch, in diese gnadenl sen Mühlen geraten könnte.

Nr. 49, 5.12.84

Neumarkt-Matinee zu «Winterthur»

Die Empörung über den Auftritt von Polizei und Justiz im Zusammenhang mit der Winterthurer Flächenrazzia vom 20. November 1984, den verheerenden Folgen und den Urteilen gegen die Betroffenen hält an. Das Theater am Neumarkt greift sie erneut auf und gibt zum Thema am *Sonntag, 7. Dezember, ab 11 Uhr* eine Matinée.

Franz Hohler und der Schriftsteller *Jürg Amann* wollen nicht abseits stehen; vor allem der Tod von *Gabi* im Winterthurer Bezirksgefängnis und die skandalöse Verurteilung von *Aleks* zu acht Jahren Zuchthaus hat sie ergriffen. Dazu werden sie sich ebenso äussern wie der Liedermacher *Linard Bardill* und der Autor des soeben im Limmat Verlag erschienenen Buchs «Verhör und Tod in Winterthur», *Erich Schmid* (Buchbesprechung Seite 6). Ob auch Bilder von Aleks gezeigt werden können, steht noch nicht fest,

ebenso, ob der Lehrer *Martin Langenegger* aus Rüti, der zusammen mit *Nick Gutersohn* und *Reini Hui* acht Bilder des inhaftierten Malers vertont hat, seinen musikalischen Beitrag leisten kann. Im Anschluss an die Lesungen und die Lieder, darunter auch solche von Brecht, soll offen diskutiert werden.

Eisennagel hatte Brand ausgelöst

pid/ap. Der Grossbrand in der Berner Innenstadt vom vergangenen Dienstag ist offenbar auf eine durch einen Eisennagel beschädigte Isolation einer elektrischen Kochherdleitung zurückzuführen. Zu diesem Schluss sind die Brandfahnder der Berner Stadtpolizei gekommen, wie aus einem Communiqué hervorgeht.

Das Feuer hatte Sachschaden in der Höhe von 300000 Franken verursacht. Die Untersuchungsbehörden gehen davon aus, dass sich zuerst ein Schmorbrand entwickelte, der dann zum Grossbrand führte und die Dachstöcke zweier Gebäude vollständig zerstörte. Auch mehrere Wohnungen waren beschädigt worden.

Im Zusammenhang mit der Brandursache ruft Regierungsstatthalter Sebastian Bentz die Bevölkerung auf, beim Einschlagen von Nägeln in Wände, Böden und Decken und bei der Arbeit mit der Bohrmaschine vorsichtig zu sein.

«Psycho-Folter» in Winterthur

«Anti-Folter-Woche»: Jugendliche diskutierten im Gaskessel über neues Buch

Eine ganze Woche stellte das Jugend- und Kulturzentrum Gaskessel unter das Thema Folter. Dabei kamen nicht nur Foltermethoden im Ausland zur Sprache. Diskutiert wurde auch über Repression in der Schweiz selbst: Unter dem Titel «Verhör und Tod in Winterthur» stellte der Zürcher Journalist Erich Schmid im Rahmen der «Anti-Folter-Woche» sein neues Buch vor.

hd. «Folter gibt es auch in der Schweiz – in der Form von Psycho-Terror», zog Erich Schmid Bilanz. In seinem Buch «Winterthur» (Limmat-Verlag), das er im Gaskessel auszugsweise vorlas, dokumentiert Schmid aufgrund monatelanger Recherchen Hintergründe zu den Ereignissen in Winterthur. Ausgangspunkt: Die Massenverhaftung von rund 30 jungen Leuten im Zusammenhang mit einer Serie von Anschlägen Ende 1984. Schmid hat aufgearbeitet, wie die Polizei die Winterthurer Szene mit einer riesigen Überwachungsmaschinerie monatelang beschattete. Wie die Polizei vermeintliche Täterinnen und Täter verhaftete – «ohne Anhaltspunkte, das war einfach ein Phantom in den Köpfen der Bundesanwaltschaft». Schmid nannte ein Beispiel: Einer Frau wurden die Kosten für Verteidigung auferlegt mit der Begründung: «Sie logierte in einer Wohngemeinschaft, wo unübersehbar anarchistisches Gedankengut gepflegt wurde.»

Die Verfolgungsmethoden von Polizei und Justiz hatten tragische Folgen. In «Winterthur» zeichnet Erich Schmid den «Selbstmord» einer jungen Frau auf, die sich in ihrer Zelle im Winterthurer Bezirksgefängnis erhängt hatte. Er beschreibt, wie die Polizei sie zuvor mit stundenlangen Verhören und anonymen Briefen unter psychischen Druck gesetzt, «zermürbt» hatte. Konkret konnte die Polizei der Frau, dokumentiert Schmid, allerdings nur etwas nachweisen: Sie hatte zwei Joghurtbecher voller Farbe an eine Kirchenfassade geworfen.

Heute noch sitzt einer der Angeschuldigten, R., seit April 1985 in Untersuchungshaft. Den Hauptangeschuldigten A. hat das Zürcher Obergericht Mitte September zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach der Diskussion zu Erich Schmids Buch forderten die rund 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer in einer Resolution die sofortige Freilassung von A. und R. sowie eine Abklärung der «skandalösen Untersuchungsmethoden», die zum Tod der jungen Frau geführt hätten.

Neben der «Winterthur»-Diskussion führte der Gaskessel eine Ausstellung zum Thema Folter und eine szenarische Lesung des im Schweizer Exil lebenden Argentiniers Rubén Gallucci durch. Heute Samstag abend führt das Theater Klappsitz als Abschluss der «Anti-Folter-Woche» das Stück «An anderen Orten» von Harold Pinter auf.

Erich Schmid liest aus «Verhör und Tod in Winterthur»

gu. Am nächsten *Dienstag, 17. März, um 20.15 Uhr*, liest im Saal des Restaurants «Pestalozza» in Chur der Zürcher Journalist Erich Schmid aus seinem letzten Herbst im Limmat Verlag erschienenen Buch «Verhör und Tod in Winterthur».

BZ Sa 14/3/87

Die Ausgangslage zu Schmids Buch wie auch die Aussage sind brisant: Am 20. November 1984 hat die Polizei in Winterthur mit einem Schlag rund 20 Jugendliche festgenommen. Sechs weitere Verdächtige wurden zur Fahndung ausgeschrieben. Vorgeworfen wurden den bei der Aktion «Engpass» Festgenommenen zahlreiche Sachbeschädigungen – vor allem Farbschmierereien – sowie eine Reihe von Brandstiftungen und der Sprengstoffanschlag auf das Haus des damaligen Bundesrates Rudolf Friedrich. Bei der Hälfte der Festgenommenen sind die Verfahren später eingestellt worden, neun sind wegen Sachbeschädigungen bestraft worden. Von den zwei Hauptangeschuldigten ist einer, «Frank» wird er im Buch von Erich Schmid genannt, letzten Hersbt zu einer Strafe von acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Auch «Anna», die 23jährige Freundin von Frank, gehörte zu den damals Verhafteten. Nach vier Wochen Einzelhaft erhängte sich die Untersuchungsgefangene am 18. Dezember 1984 in ihrer Zelle. Mindestens sieben Stunden lang war sie vorher von zwei Bundespolizisten verhört worden. Was bei dieser Einvernahme genau vorgefallen ist, lässt sich aus dem knappen, fünf Seiten umfassenden Protokoll nicht entnehmen.

Den Hintergründen dieses Todes einer Gefangenen ist Erich Schmid in seiner Reportage nachgegangen. Um der Vorgeschichte und den Umständen dieses Todes näherzukommen, hat Schmid während eineinhalb Jahren zahlreiche Gespräche mit Verteidigern, Angehörigen und Freunden der Toten, aber auch mit Bezirksanwälten, Polizisten und Gefängnisaufsehern geführt. Dass er bei diesen Recherchen von der Polizei aufmerksam beobachtet wurde, versteht sich von selbst.

Dieses Buch hatte in Zürich bereits vor seiner Veröffentlichung hohe politische Wellen geschlagen. Die spektakulärsten Ergebnisse seiner Recherchen hatte Schmid nämlich schon vor dem Erscheinen des Buches zusammen mit dem Journalisten Jürg Frischknecht an einer Pressekonferenz bekanntgemacht. Der Kern der damaligen Aussage: Mit einem anonymen Brief habe man schon kurz vor der Verhaftung versucht, den Hauptverdächtigen Frank bei seiner Freundin Anna schlechtzumachen. Und geschrieben habe diesen Brief – so Schmid – der Bundespolizist V., der sich während der Winterthurer Strafuntersuchung ebenfalls das Leben genommen hatte . . .

Parteianzeigen

SVP Kreis Jenaz. *(SVP)* Heute Samstag, 14. März, führt die SVP Kreis Jenaz im Saal des Gasthauses «Hirschen» in Jenaz eine öffentliche Veranstaltung mit den beiden Referenten *Simeon Bühler* und *Dr. iur. Otmar Bänziger* durch. Beginn ist um 13 Uhr. Es werden folgende Themen zur Sprache kommen: «Einführungsgesetz zum Bundesgesetz über landwirtschaftliche Pacht», «Kostenbeiträge und Förderung der Schafhaltung im Berggebiet», «Änderung des Asylgesetzes» und «Gebührenerhöhung auf Bündner Wald- und Güterstrassen».

Polizei beobachtete Recherchen über

Das Buch «Verhör und Tod in Winterthur» erregte

Polizei, Justiz und Medien widmeten Erich Schmids Recherchen über die «Winterthurer Ereignisse» lange vor der Fertigstellung des Buches über «Verhör und Tod in Winterthur (*)» ihre Aufmerksamkeit: Der Zürcher Journalist wurde während seiner achtzehnmonatigen Recherchierarbeit von Justiz und Polizei offenbar streng beobachtet und überwacht.

Schmid beschreibt in seinem Buch eine Vielzahl von Begegnungen und Ereignissen der merkwürdigen Art, wie sie den meisten von uns schlimmstenfalls aus Kriminalromanen bekannt sein dürften: Da blinken Scheinwerfer ausgerechnet dort durch die dunkle Nacht, wo sich Schmid mit einem Winterthurer Jugendlichen – er nennt die Leute aus der Winterthurer Szene liebevoll «Wintis» – unterhält. Dieselben unbekannten Autos, dieselben unbekannten Gesichter begegnen Schmid bei seinen Winterthurer Besuchen immer wieder; da springen vor Schmid Schatten ins Gebüsch und wollen nicht entdeckt sein. Bei Treffen in der Beiz drängen sich seltsam ausgeflippte Gestalten an Schmids Tisch und lechzen nach Gesprächsfetzen: «Nun erlebst du mal den Unterschied zwischen Bullenparanoia und Wirklichkeit: Was du jetzt siehst, ist echt», klärt ein erfahrener «Winti» den arglosen Journalisten, der sich über die Häufung solcher Vorkommnisse wundert, auf: «Du hast keine Ahnung, was im Jahre 1984 alles los war, in Winterthur.»

Da hatte einerseits eine Serie von Brandanschlägen und Sachbeschädigungen im Sommer und Herbst 1984 Winterthur vorübergehend um die kleinstädtische Ruhe gebracht. Grosses Aufsehen erregte der Sprengstoffanschlag auf das Haus des damaligen Bundesrates Rudolf Friedrich, der laut Zürcher Staatsanwaltschaft einen Sachschaden von knapp 20000 Franken verursachte.

Da fühlte sich andererseits eine Gruppe Jugendlicher schikaniert und bedroht von einem Kleinstadtklima, das «Andersartigen» offenbar mit wenig Toleranz begegnet. Erich Schmid beschreibt in seinem Buch eingehend diese Seite des Konfliktes: Er redet mit Jugendlichen, lässt die «Wintis» selbst zu Wort kommen. Sie schildern rückblickend auf das Jahr 1984 Erlebnisse und Eindrücke, die ihren Alltag zunehmend prägten: Kleine und grössere Reibereien mit den Staatsorganen häuften sich, jede Ausweiskontrolle, der sich die «Wintis» etwa auf der Winterthurer Marktgasse – herausgepickt aus der Menge der Passanten – zu unterziehen hatten, wurde von den Jugendlichen als Einschüchterungsversuch und Demonstration arroganter Macht verstanden.

Im Verlauf des Konfliktes schaukelten sich die Auseinandersetzungen zwischen Justiz und Polizei auf der einen und den Jugendlichen auf der anderen Seite zunehmend zu einem eigentlichen Machtkampf hoch, wobei der Sieger der Auseinandersetzung natürlich von allem Anfang an feststand: Am 20. November 1984 verhaftete die Polizei in einer Grossaktion über zwanzig Jugendliche; sechs weitere Verdächtige wurden zur Fahndung ausgeschrieben. Allerdings wurden die Strafverfahren in der Mehrzahl der Fälle im Verlauf der Untersuchung eingestellt: Neun Personen wurden wegen Sachbeschädigung bestraft. Einer der beiden von den Untersuchungsbehörden als Haupttäter bezeichneten Jugendlichen wurde vor ein paar Wochen – trotz unsicherer Beweislage – zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Der andere Hauptbeschuldigte sitzt seit bald zwei Jahren in Untersuchungshaft.

Erich Schmids Recherchen stiessen aber nicht nur bei Justiz und Polizei auf reges Interesse. Vorwürfe an die Adresse der Untersuchungsbehörde, die Schmid zusammen mit seinem Journalistenkollegen Jürg

BZ. DO8. JAN..87 S.4

Winterthurer Ereignisse

schon vor Veröffentlichung Aufsehen

Frischknecht im vergangenen Herbst an einer Pressekonferenz erhoben hatte, fanden in den Medien breite Beachtung: Zur Aufklärung der «Winterthurer Ereignisse» seien wiederholt rechtsstaatliche Prinzipien verletzt worden, behaupteten die beiden Journalisten. So soll ein Beamter der Bundesanwaltschaft versucht haben, mit einem schmutzigen anonymen Brief eine 23jährige Frau als Kronzeugin der Anklage zu gewinnen. Die junge Winterthurerin verübte in Untersuchungshaft Selbstmord, nachdem ihr der Brief in den Verhören wiederholt vorgelegt worden sei, wie sich die Angeschuldigte gegenüber ihrer Anwältin vor dem Tod beklagte.

Ein von der Winterthurer Bezirksanwaltschaft bei der Zürcher Kantonspolizei in Auftrag gegebenes Schriftgutachten des anonymen Wischs vermochte in der Zwischenzeit keine Klarheit zu schaffen. Solange in der Frage des anonymen Briefes aber keine allseits befriedigende Antwort vorliegt, verdienen Erich Schmids Recherchen über «Verhör und Tod in Winterthur» kritische Aufmerksamkeit.

Danni Härry

* Erich Schmid: «Verhör und Tod in Winterthur». Limmat Verlag Zürich. 240 Seiten. 28 Franken.

BASLER ZEITUNG NO. 5 JAN 1987 S.7

Das politische Buch

«Verhör und Tod in Winterthur»: Eine Untersuchung

Zürich. Polizei, Justiz und die Medien widmeten Erich Schmids Recherchen über die «Winterthurer Ereignisse» lange vor der Fertigstellung des Buches «Verhör und Tod in Winterthur» ihre Aufmerksamkeit: Der Zürcher Journalist wurde während seiner achtzehnmonatigen Recherchierarbeit über die Untersuchungsmethoden der Winterthurer Behörden von Justiz und Polizei offenbar streng beobachtet und überwacht. Schmid beschreibt in seinem Buch eine Vielzahl von Begegnungen und Ereignissen der merkwürdigen Art, wie sie den meisten von uns schlimmstenfalls aus Kriminalromanen bekannt sein dürften: Da blinken Scheinwerfer ausgerechnet dort durch die dunkle Nacht, wo sich Schmid mit einem Winterthurer Jugendlichen – er nennt die Leute aus der Winterthurer Szene liebevoll «Wintis» – unterhält. Dieselben unbekannten Autos, dieselben unbekannten Gesichter begegnen Schmid bei seinen Winterthurer Besuchen am selben Abend an verschiedenen Orten immer wieder. Bei Treffen in der Beiz drängen sich seltsam ausgeflippte Gestalten an Schmids Tisch und lechzen nach Gesprächsfetzen: «Nun erlebst du mal den Unterschied zwischen Bullenparanoia und Wirklichkeit: Was du jetzt siehst, ist echt», klärt ein erfahrener «Winti» den arglosen Journalisten, der sich über die Häufung solcher Vorkommnisse wundert, auf.

Da hatte einerseits eine Serie von Brandanschlägen und Sachbeschädigungen im Sommer und Herbst 1984 Winterthur vorübergehend um die kleinstädtische Ruhe gebracht. Grosses Aufsehen erregte der Sprengstoffanschlag auf das Haus des damaligen Bundesrates Rudolf Friedrich, der laut Zürcher Staatsanwaltschaft einen Sachschaden von knapp 20 000 Franken verursachte. Am 20. November 1984 verhaftete die Polizei im Rahmen der Grossaktion «Engpass» über zwanzig Jugendliche, sechs weitere Verdächtige wurden zur Fahndung ausgeschrieben.

Da fühlte sich andererseits eine Gruppe Jugendlicher, die in der Industrie- und Handelsstadt in drei Wohngemeinschaften zusammenlebten, bedroht und schikaniert in einem Kleinstadtklima, das «Andersartigen» offenbar mit wenig Toleranz begegnet. Erich Schmid beschreibt in seinem Buch eingehend diese Seite des Konfliktes: Er redet mit Jugendlichen, lässt die «Wintis» selbst zu Wort kommen. Die Jugendlichen schildern rückblickend auf das Jahr 1984 Erlebnisse und Eindrücke, die ihren Alltag zunehmend prägen: Kleine und grössere Reibereien mit den Staatsorganen häuften sich, jede Ausweiskontrolle, der sich die «Wintis» etwa auf der Winterthurer Marktgasse – herausgepickt aus der Menge der Passanten – zu unterziehen hatten, wurde von den Jugendlichen als Einschüchterungsversuch und Demonstration arroganter Macht verstanden. Ein Ereignis aus Schmids Buch soll diesen Streit illustrieren:

Die «Hundegeschichte», wie Schmid sie nennt. Im Juli 1984 rückt die Winterthurer Stadtpolizei aus, um in einer der «Winti»-Wohngemeinschaften die Hunde abzuholen und in ein Tierheim zu bringen. Die Nachbarschaft habe sich durch das Hundegebell gestört gefühlt und bei der Polizei «Nachtruhestörung» reklamiert. Die Wohngemeinschafts-Bewohner protestieren gegen den Abtransport ihrer Hunde. Darauf rückt die Polizei erneut aus, und die Diskussion um die Freilassung der Hunde eskaliert in ein Handgemenge. Schliesslich wird einer der Jugendlichen in Handschellen abgeführt. Am nächsten morgen fahren dann wieder Streifenwagen und Gefangenentransporte vor dem Haus der Wohngemeinschaft auf; auch die übrigen Bewohnerinnen und Bewohner werden vorübergehend verhaftet.

Im Verlauf solcher Konflikte schaukelte sich die Auseinandersetzung zwischen Justiz und Polizei auf der einen und den «Wintis» auf der anderen Seite zunehmend zu einem beidseits mit viel persönlichem Ressentiment gefärbten Machtkampf hoch, wobei der Sieger der Auseinandersetzung natürlich von allem Anfang an feststand: Die Jugendlichen wurden schliesslich am 20. November 1984 verhaftet und einzeln abgeurteilt. Allerdings wurden die Strafverfahren in der Mehrzahl der Fälle im Verlauf der Untersuchung eingestellt: neun Personen wurden wegen Sachbeschädigung bestraft. Einer der beiden von den Untersuchungsbehörden als Haupttäter bezeichneten Jugendlichen wurde vor ein paar Wochen – trotz unsicherer Beweislage – zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Der andere Hauptbeschuldigte sitzt seit bald zwei Jahren in Untersuchungshaft.

Erich Schmids Recherchen stiessen aber nicht nur bei Justiz und Polizei auf reges Interesse. Vorwürfe an die Andresse der Untersuchungsbehörde, die Schmid zusammen mit seinem Journalistenkollegen Jürg Frischknecht im vergangenen Herbst an einer Pressekoferenz erhoben hatte, fanden in den Medien breite Beachtung: Das Wort «Skandal» sei nicht zu hoch gegriffen, falls sich die Vorwürfe bestätigen sollten, befand etwa eine weltweit renommierte Zürcher Tageszeitung. Und der schweizerische «Beobachter» verlangte die «gewissenhafte Untersuchung der erhobenen Vorwürfe». Denn die an die Untersuchungsbehörden gerichtete Kritik wog schwer: Zur Aufklärung der «Winterthurer Ereignisse» seien wiederholt rechtsstaatliche Prinzipien verletzt worden, behaupteten die beiden Journalisten.

So soll ein Beamter der Bundesanwaltschaft versucht haben, mit einem anonymen Brief eine 23jährige Frau als Kronzeugin der Anklage zu gewinnen. Die junge Winterthurerin hatte kurz vor ihrer Verhaftung im November 1984 einen anonymen Brief erhalten, in welchem ihr Freund – einer der Hauptbeschuldigten – in vulgärer Gassensprache der Untreue bezichtigt wurde. Sie solle nicht länger zu ihrem Freund halten, versuchte der anonyme Wisch der Frau einzureden. Die junge Winterthurerin verübte in Untersuchungshaft Selbstmord, nachdem ihr der Brief in den Verhören wiederholt vorgelegt worden sei, wie sich die Angeschuldigte gegenüber ihrer Anwältin vor ihrem Tod beklagte.

Schmid und Frischknecht verlangten an der Pressekonferenz eine unabhängige Untersuchung über die Urheberschaft des anonymen Briefes. Seither liegt aber lediglich ein Schriftgutachten der Kantonspolizei Zürich vor, welches die vorliegenden Vorwürfe nicht vollständig zu entkräften vermag.

Schmids Buch über «Verhör und Tod in Winterthur» gibt eine mögliche Version der Geschichte dieses ominösen Briefes wieder. Das Buch verdient deshalb wohl zumindest solange Aufmerksamkeit, als in dieser Frage von den Untersuchungsbehörden keine allseits befriedigende Antwort vorgelegt wird. *Danni Härry*

Erich Schmid: «Verhör und Tod in Winterthur». Limmat Verlag Zürich. 240 Seiten. 28 Franken.

einspruch Nr. 2 April '87

(1)

Johannes Beringer
«Verhör und Tod in Winterthur»

Lange Zeit, so könnte es von aussen scheinen, brütet die «Normalität» nur so vor sich hin, bewegt sich träge und ereignislos durch die Jahre und Jahrzehnte – um dann plötzlich und unvorhergesehenst giftig schillernde Blüten zu treiben. Die gehen auf, ziehen alle Aufmerksamkeit auf sich und verblühn – der von ihrem Anblick irgendwie geblendete Zuschauer reibt sich kurz darauf verdutzt die Augen und fragt: war da nicht eben etwas? Dem einen oder andern empfindsameren Gemüt wird vielleicht auch ein bisschen schwindlig geworden sein – so als hätte es kurz in einen nicht ganz auslotbaren Abgrund geblickt oder eben noch auf sumpfigem Gelände gestanden.) – In Winterthur, einer Stadt, die ich ein bisschen kennen kann, weil ich da aufgewachsen bin, ist alles so lange seinen gewohnten Gang gegangen (wenn man nicht gerade in den «Frontenfrühling» zurückgehen will), dass die «Winterthurer Ereignisse» im Nachhinein wie ein Spuk erscheinen. Das tägliche Einerlei, das bei aller Hektik auch irgendwie Zähflüssige und Tranige des Alltags scheint die «Stadt der Arbeit und der Kunst» längst wieder in Besitz genommen zu haben (als behaupte sich das Wesen der «Normalität» gerade darin, dass bloss die Zeit fortschreitet und sonst nie etwas gewesen ist). Bei meinem Besuch letzten Dezember und Januar erinnerten noch ein paar «Schmierereien» daran, dass da mal etwas war – aber wer nicht Bescheid wüsste, könnte mit ihnen nicht viel anfangen. Einem «Marti», seines Zeichens Untersuchungsrichter, wird auf den Wandsprüchen ausschliesslich Glück gewünscht: «Hopp Marti» heisst es da, oder «Marti forever», und in einer Bahnhofunterführung «Marx-Mao-Marti». (Ich dachte im Gehen, dass den Wandbeschriftern doch eigentlich beizubringen sein müsste, Marx und Mao nicht um eines billigen Stabreims willen derart herabzusetzen... und gleichzeitig dämmerte mir, welch verzweiflungsvoller Fatalismus sich da ausdrückte: dass die Zeichen an der Wand – in Herr und Frau Müllerscher-Gleichschaltungsmanier – nur noch als Menetekel der «schönen neuen Welt» wirken und darüberhinaus nichts mehr sagen; letzte Chance vielleicht, ein paar von denen zu erreichen, die ruhig und friedlich darüber abstimmen wollen, ob besagter Marti nun Bezirksrichter werden soll oder nicht.)

«Schöne neue Welt» ist gleichzeitig schale alte Welt. Kehrt man in die Stadt ein oder heim, so hat sich zwar immer was verändert – neues Parkhaus, neue Beton-Unterführungen für den flüssigen Verkehr, neues Einkaufszentrum, neues Restaurant oder Café, Döner-Kebab-Stand auf dem Bahnhofsplatz –, und das heisst dann nur: es hat sich überhaupt nichts verändert. Der gediegene Rundbau der Gebr. Volkart, direkt an der nördlichen Einfahrt zum Bahnhof (hunderte von Malen hat ihn der Blick achtlos und mehr oder weniger arglos gestreift), scheint aus einem Stein erbaut, der halbe oder ganze Ewigkeiten überdauert. In den Strassen, den Geschäften sind die Leute höflich, fast könnte es scheinen herzlich – wenn sie sich «ä guets Neus» wünschen, sich zwei- oder dreimal verabschieden (weil sie voneinander nicht loskommen) und sich nochmal «ä guets Neus» wünschen. Einem aus Japan Hergereisten oder einem von einem fremden Stern können solche Verkehrsformen nichts anderes zu denken übrig lassen als: denen

geht's gut, die fühlen sich wohl, jeder ist jedem wohlgesonnen, hier krümmt keiner dem andern ein Haar, oh schönes Land des Friedens und der Eintracht. Der Japaner oder das Wesen vom fremden Stern könnte sich höchstens fragen: sind diese Begrüssungen, Wünsche und Verabschiedungen nicht vielleicht ein bisschen zu dick aufgetragen – macht sich nicht ein leicht verzerrtes Lächeln da, ein leicht gequälter Ton hier bemerkbar? Zu sehen und zu hören allerdings nur, wenn man dem Betreffenden auf die Schuhe guckt oder scharf am rechten Ohrläppchen vorbeischaut.) Und: welche Geisterhände sind hier am Werk, dass die Strassen und Wege immer so sauber und gepflegt aussehen? (Wird vielleicht irgendwo ein Heer von Sklaven versteckt gehalten, das nur nachts herausgelassen wird und sonst unsichtbar bleibt?) Und weshalb hat man auf den Toiletten im Museum oder in der Stadtbibliothek immer das Gefühl, der erste Benutzer zu sein – obwohl doch die Anlage schon ...as in die Jahre gekommen ist und die Klobrillen ziemlich blankgescheuert aussehen? (Aber das Holz scheint von ähnlicher Dauerhaftigkeit wie der Volkart-Stein.) Nach ...s für einer Art Reinheit riecht es da übrigens? Und warum hängen da immer Zettel mit Bemerkungen wie «Kräftig ziehen», «Dreimal spülen», «Bitte mit dem Besen nachsäubern», «Fenster wieder öffnen», «Türe gut hinter sich schliessen» und «Haben Sie auch nichts vergessen?»? (Doch halt, da habe ich mich vertan, letzteres hängt wohl im Supermarkt – «Ladendiebe, Augen auf!» –, wo man nach dem, was man wirklich braucht, schon mal etwas länger suchen muss.) So ist also immer dafür gesorgt, selbst wenn es Minusgrade zum Fenster hereinweht und die Klobrille beschlägt, dass die Nase des bedürftigen Mitmenschen nicht belästigt wird. Zieht der Fremdling dann ein altes ostasiatisches Sprichwort aus dem Sack – «Nicht nur Nasen, auch Herzen können einfrieren» – und beginnt zu gestikulieren, so wird man sein Japanisch sicher kaum verstehen.

...haben einige versucht, den Kopf aus der Pfanne zu stecken, in der sie fürs Leben gar gekocht werden sollten haben sich die Freiheit genommen, ein «alternatives Leben» anzufangen, sind eingeengt, scheel angesehen und angerempelt worden. Sie haben sich gewehrt (mit dem Recht derjenigen, die leben wollen), haben sich mitgeteilt durch Sprüche auf kahlen Mauern, ein paar haben mit Sprengstoff hantiert (aus Feuerwerkskörpern und blinder Munition) und haben Sachen beschädigt. Darunter das Wohnzimmerfenster der heimatlichen Villa eines Bundesrates, dessen Fassade später auch im Zusammenhang mit Pro Juventute und Behandlung von «Fahrenden» zu bröckeln begann.) Polizei und Justiz haben zurückgeschlagen – flächendeckend, durch eine Razzia, und – wie's immer geht, wenn man trotz Spitzeldiensten nicht an die sogenannten «Rädelsführer» herankommt – haben etwas «zuviel» getan, sind in Beweisnot geraten, mussten sich durch «Ergebnisse» rechtfertigen, haben unter Druck gehandelt und haben Druck eingesetzt. Die «Verhaftungslüge» des Bezirksanwalts Marx (man hilft halt schon mal etwas nach, wenn man weiterkommen will) und ein anonymer Brief (in der Handschrift eines Kommissärs der Bundesanwaltschaft) waren Mittel, den Druck zu verschärfen und eine junge Frau «weichzukochen». Sie, isoliert von Freunden und Bekannten, ist daran zerbrochen und hat sich in der Zelle erhängt. Ihr Freund, der durch jene Mittel bei ihr denunziert worden ist, ist später vom Zürcher Obergericht zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden – als «Mitwisser», ohne dass ihm einer der sechs Anschläge (Gesamtschaden 36000 Franken) hätte nachgewiesen werden können.

Das Szenario scheint immer dasselbe zu sein – bei wechselnder Besetzung, sich ändernden Details und nähern Umständen. Der Umfang des hinterlassenen «Schadens» korreliert im Normalfall in etwa mit der vermuteten Gefährdung der bestehenden Verhältnisse – doch so ganz sicher kann man da natürlich nie sein. (Wenn die Strategen der Machterhaltung in ihrer Kosten-Rechnung nur immer auf den «Nutzen» hin kalkulieren, kann es letztlich auch kein eigentliches Abwägen geben.) Hindurch muss man also immer, und bevor die exponiertesten Figuren zurückgenommen werden bzw. nach oben «stolpern», heisst es (nach der Toilettendevise): Fenster auf und Tür hinter sich zu. Da kommt dann so jemand wie Erich Schmid höchst ungelegen – und fast versteht man, dass die Staatsschützer den Journalisten gleich von Beginn an «observieren» lassen. (Schmid glaubt erst an irgendeine Art Paranoia seinerseits – bis die Vorfälle sich häufen und die Präsenz der Überwacher sich bestätigt.) Kein schlechtes Indiz dafür, dass die Herren, die doch auch die Meinungsfreiheit zu schützen oder zumindest zu respektieren hätten, etwas zu verbergen haben.

Woher kommt übrigens die latente bis manifeste Unzufriedenheit, die immer wieder feststellbare Aggressivität einzelner Staatsschützer und Ordnungshüter? (Der Stadtpolizist, der – wie bei Schmid geschildert – sich auf den siebzehnjährigen Punk kapriziert, ihn regelrecht verfolgt, über Wochen, ihm was anhängt; der andere, der ihm bei der erkennungsdienstlichen Behandlung einen Fausthieb in den Bauch versetzt; wieder ein anderer, der stumm und bedrohlich in der Arrestzelle erscheint, sein Klappmesser zieht und dem ansonsten splitternackten Häftling die Lederarmbänder durchschneidet.) Tut sich unten kund, was auch oben vorhanden ist – nur unverhüllter, nicht so «geläutert» durch Stellung, Rang, Umgang? Der «Korpsgeist» bei unangenehmen Vorfällen geht jedenfalls immer wieder weit bis in die Reihen der Politiker hinein. – Ich weiss schon, dass es auch besonnene Ordnungshüter gibt, und ich rede auch nicht von all den traurigen Gestalten, die sich ganz unten, in einem «Dämmerbereich» der Gesellschaft, ansiedeln als «Gefallene» – um sich als Spitzel zu verdingen. (Obwohl von denen auch mal zu reden wäre.) – Zur Unzufriedenheit gibt es ja Grund: jene Ordnungsfanatiker aber haben einen entscheidenden Schritt nicht getan, haben den Blick nie gehoben und frei um sich geschaut, haben sich ihre Abhängigkeit und Furcht nie zugestanden, sind stehengeblieben in der «wütenden» Verteidigung des Ganzen. Sie haben gedanklich und emotionell den direkten Weg genommen in den Alltag des Lebens und reagieren allergisch auf alles, was stört und widerspricht. Aus einem im übrigen legitimen und jedem Menschen innewohnenden Harmoniebedürfnis heraus wenden sie ihre Anhänglichkeit einer Sache – dem «heilen Staat» – zu, die ihrer Natur nach das «Schlachtfeld» von aufeinanderprallenden Antagonismen ist und die es deshalb so, wie sie in ihren Köpfen steckt, gar nicht geben kann. (Seltsam auch, wie eingleisig dieser «Schutz» des Staates funktionieren soll; wer die Gesellschaft vor dem Staat schützt, scheint nie die Frage.) Je eklatanter Widersprüche sich auftun, je stärker Widerstände sich formulieren, desto akuter wird ihre Unzufriedenheit, desto mehr staut sich ihre Wut (auch gegen rechtsstaatliche Normen, die sie zurückbinden); fast möchte man sagen, ihr Inneres wird selbst zum «Schlachtfeld» der gesellschaftlich tobenden Kämpfe und schürt beständig das Feuer ihrer Aggressivität. Diese wartet dann nur auf eine Gelegenheit zur Entladung, und da kommt natürlich so ein Jugendlicher, der auch noch die Zeichen seiner rebellischen Haltung offen zur Schau stellt, gerade recht.

In den Augen der Staatsschützer ist der Staat im übrigen immer gefährdet: wozu ist man denn sonst da? (Dass die Institution sich selbst in Frage stellt, wäre sicher zuviel verlangt... Nur: wer stellt überhaupt in Frage oder kontrolliert auch nur, wenn anscheinend eine Mehrzahl von politischen Mandatsträgern ihre Tätigkeit auch nicht viel anders denn als «Staatsschutz» versteht?) Dabei liegt es in der Natur der Sache, dass man immer wieder mal übers Ziel hinausschiesst – «Betriebsunfälle» gehören sozusagen zum System und haben System. Jede «Sache» fängt in sich an zu rotieren und bekommt einen Selbstlauf, wenn das «Ziel» widerspruchsfrei definiert wird und «unschöne» Auswirkungen, in bekannter Manier, nach aussen verlagert werden müssen. (Wie oft schon sind die gängigen Vorstellungen von «Rädelsführerschaft» oder «Fernsteuerung» von der Wirklichkeit als unhaltbar desavouiert worden und bleiben trotzdem weiter in Gebrauch; das Polizeiwort «Störer» verweist auf dieselbe Denkschablone... wie denn überhaupt das «Ordnungsdenken» die Widersprüche schon sprachlich abwehrt und fernhält, den Gegner dämonisiert.) – Hier liegt – psychisch und damit auch real – ein immer präsentes (und abrufbereites) totalitäres Potential innerhalb der sich demokratisch nennenden Gesellschaft. Könnte das von Schmid reportierte Schauspiel nicht auch den Untertitel tragen «Von der Banalität des Bösen»? (Wobei der Rechtsstaat verhindert, dass die Auswirkungen Eichmannsche Dimensionen annehmen... Aber wehe, sagt man sich, wenn diese Bedingung einmal wegfällt; und dafür, dass wir in einem Rechtsstaat leben, waren die Hände dieser Herren schon ganz schön frei.) – Ich würde es eher die Banalität der Normalität nennen (wenn das nicht fast ein Pleonasmus wäre): da haben einige an der Normalität gekratzt, die Normalität ist böse geworden, hat zugeschlagen und ihre Opfer gefordert... um dann wieder auf ihrem alten Geleise weiterzufahren.

Ich unterstelle einmal, dass es auch «staatstragende Elemente» gab, die den Tod des Mädchens nicht einfach kalt hingenommen haben. Über Schule und Elternhaus vermitteln sich ja immerhin Werte, die christlich und humanistisch imprägniert sind – und zweifellos kollidiert solche Ethik, selbst wenn sie nur in Restbeständen überlebt, nicht selten mit den von Stellung und Beruf auferlegten Verhaltensweisen. Vielleicht hat sich bei Arbenz, dem Bezirksanwalt, zeitweise so ein Konflikt abgespielt zwischen Gewissen und Karriere: in der direkten Konfrontation mit dem «Gegner» sieht halt manches anders aus. Aber dieser Konflikt, oder vielmehr: die Anfechtung, ob man auch richtig gehandelt habe, scheint in der Praxis immer schon entschieden zu sein für die «richtige Seite», und das ist die, auf der man – mit dem ganzen Gewicht seiner Position und Funktion – steht. Und jedesmal spielt sich dasselbe ab: man rückt innerlich ab von den Menschen, mit denen man es zu tun hat, verstärkt gleichzeitig das ideologische Feindbild, bis die «Anfechtungen» versiegen und der Seelenfrieden wiederhergestellt ist. Äusserst selten ist der Fall einer wirklichen Abkehr oder Umkehr: es ist, als müsste man auf dem einmal eingeschlagenen Weg zwanzig und mehr Jahre zurücksteigen oder sich ins Nichts fallen lassen. (Der Normalfall ist dann vielleicht derjenige, der «implodiert»: der äusserlich befriedet sein Amt mit einer gewissen Apathie, aber zuverlässig versieht.) – Der Zwiespalt und dessen absehbare Lösung ist im übrigen für einen Funktionär der Exekutive klassisch – und erinnert nicht umsonst an die interessanteste Figur der Serie «Holocaust», den SS-Mann Dorf, der, von nächtlichen Gewissensbissen geplagt, sich nur widerwillig – aber letztlich eben doch – in die Liquidierungsaktionen hineinziehen lässt. Etwas gegen seinen Willen tun müssen, um ein Auskommen zu haben, seine Existenz fristen zu können: das ist eine Lektion, die viele – die meisten – gelernt haben; deshalb ist sicher dieser Teil der Serie, ein ansonsten eher nichtswürdiges Spektakel, besonders gut verstanden worden.

(Wenn jetzt ein eifernder Verfechter des «Rechtsstaats» wieder aufschreit und auf den himmelweiten Unterschied zwischen diesem und einem totalitären Regime hinweist, so gebe ich ihm schon recht. Nur sollte er es sich auch angelegen sein lassen, einmal darüber nachzudenken, woher es kommt, dass der beschriebene Konflikt im Prinzip derselbe ist – freilich mit weniger gravierenden und doch auch gravierenden «Resultaten».) In seiner Zuspitzung geht der Konflikt zwar die unmittelbar Handelnden am direktesten an – darüber hinaus dringt er aber auch ein in den Alltag des «Manns auf der Strasse», kann auch hier Formen der Rechtfertigung und Selbstrechtfertigung bis hin zur aggressiven Verteidigung des Ganzen annehmen, bestimmt selbst über den konkreten Anlass hinaus die öffentliche Meinung und erzeugt Konformität im Sinn der «vorgegebenen Lösung».

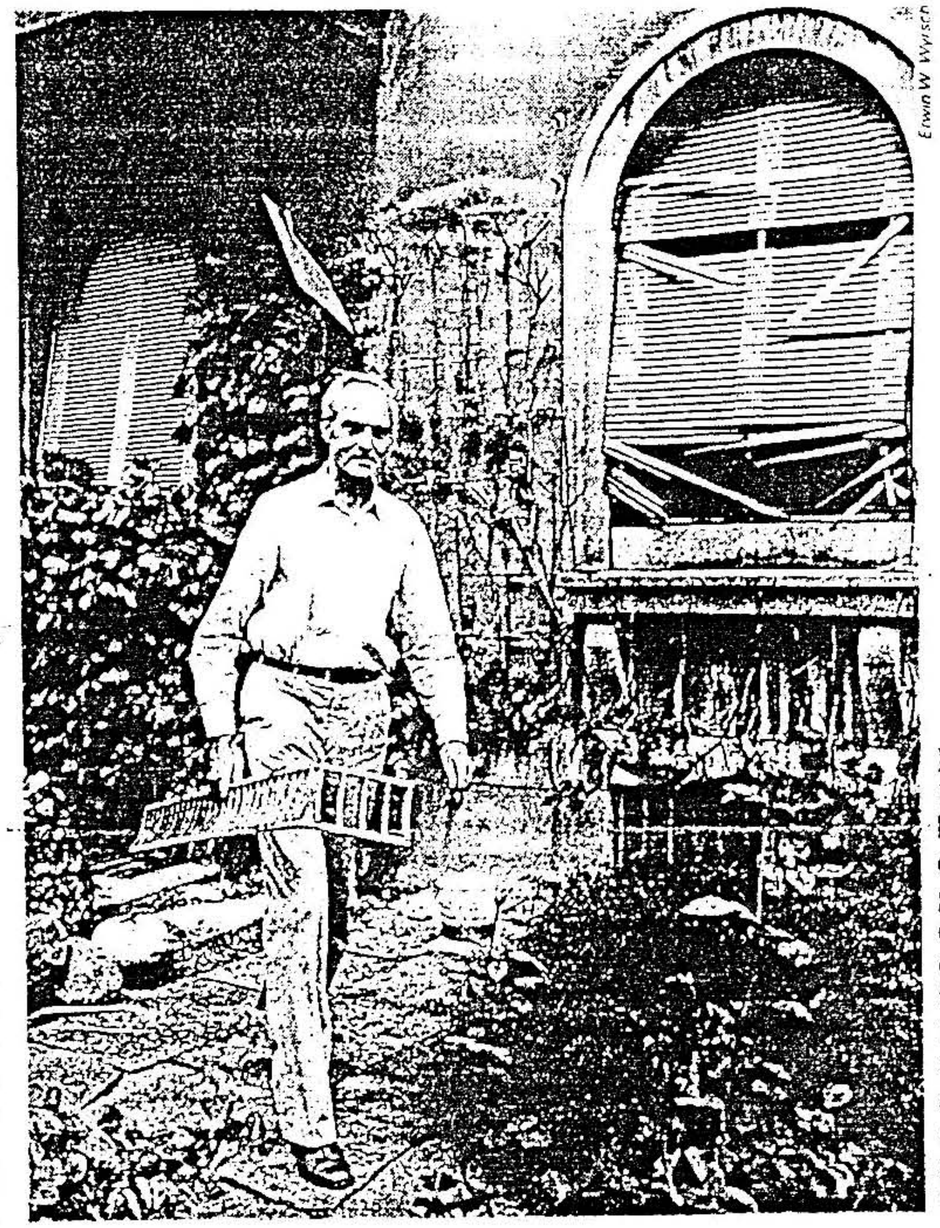
Neben den bis anhin nicht bekannten Details, die Schmids Buch beibringt, ist dessen spannendster Teil die zweite Hälfte: da scheint sich alles mehr und mehr zu einem unheilvollen Knäuel zu verwirren (es spricht für den Verfasser, dass er die Kontradiktionen stehen lässt), und mehr und mehr ist es die Mutter des toten Mädchens, die in den Mittelpunkt der Darstellung gerät. Sie steht zwischen den beiden Seiten: einerseits möchte sie zu ihrer Tochter halten (weil sie sie kennt und diese auch realiter unschuldig war) – andrerseits steht sie unter dem Einfluss dessen, was ihr von Seiten der Bezirksanwaltschaft und Polizei eingegeben wird. Wie soll sie das Bild, das sie von ihrer Tochter hat, und den Schock dessen, was mit ihr passiert ist, zusammenbringen mit dem, was sie selbst ist: eine normale, ihrer Umgebung angepasste Bürgerin, die das Pflichtbewusstsein und die Legitimität der Handlungsweise der Behörde nicht in Zweifel ziehen kann? Die Korrekturen, die Schmid auf Grund seiner Recherchen bei ihr anzubringen versucht, führen zu einem «Machtkampf», in dem die Mutter (der in ihrer «gefährdeten Phase» ebenfalls Überwachung zuteil wird) fast zerrieben wird... Sie will schliesslich, zusammen mit ihrem Mann, nur noch «Ruhe» haben; und die Übermacht der anderen Seite, der sich de facto als scheinneutral-moralische Instanz auch noch eine Seelsorgerin zugesellt, ist schliesslich zu gross, als dass sie nicht erliegen müsste... Den Rest besorgt die Umgebung, die Nachbarschaft, das Klima in der Stadt allgemein. Aber gerade an diesem üblen Spiel (mit Verleumdungen, frisierten Fakten) und den dabei mitwirkenden Kräften ist nochmal zu ermessen, welchem Druck das im Gefängnis zerbrochene Mädchen ausgesetzt gewesen sein muss – welcher Druck in der Kleinstadtidylle überhaupt auf jederart Abweichung lastet. Wie Hohn klingt es dann, wenn die Behörde die Schuld am Tod des Mädchens dem «Terror der Gruppe» zuschiebt – jenen also, die sich unter diesem Druck enger zusammengeschlossen haben und versuchen, sich solidarisch zu verhalten.

Kleiner Nachtrag: Warum nur wird man bei der Lektüre des Buchs den Verdacht nicht los, es bei den auf Behördenseite agierenden Personen hauptsächlich mit «vordergründigen Figuren» zu tun zu haben und nicht am «Kern» der Sache zu sein...? Schmid kann zwar weiterreichende Indizien geben – aber auch ihm ist klar, dass damit die herrschenden Verhältnisse noch nicht entlarvt sind. Und dass das «Machtkartell» (kann man noch von Bourgeoisie reden?) intakt ist, lässt sich auch daraus ersehen, dass es die Figuren auf den vorgeschobenen Posten nicht im Regen stehen lässt, sondern sie nach getaner Arbeit weiterverwendet und ihnen nach Möglichkeit bessere Pöstchen zuhält. – Damit sich dies auch in der Bevölkerung durchsetzen lässt, muss man schon die «öffentliche Meinung» einigermassen fest im Griff haben: das lässt sich nicht nur an der Berichterstattung des «Landboten» (dem ersten und fast ausschliesslich gelesenen Blatt am Platz) über die «Winterthurer Ereignisse» ablesen. Spätestens dann, wenn die Politik die Literaturseite erreicht – so etwa bei den Verdammungen von Frisch und Diggelmann im Zusammenhang mit dem «Demokratischen Manifest» – merkt man, wie «unabhängig» dieses Sprachrohr des Machtblocks den kalten Krieg nach innen auch auf diesem Feld austrägt. Dass man da überhaupt nicht vergesslich ist, haben erst kürzlich die Geburtstagswünsche zum fünfundsiebzigsten von Max Frisch klargemacht: die «Gratulation» bestand, neben einem illustrierend «dekadenten» Foto, vorwiegend aus kritisch verbrämten Injurien, wobei der zuständige Literaturkritiker sich nicht entblödete, dem Jubilar den «Widerspruch zwischen verbalem (gesellschaftsveränderndem) Engagement und tatsächlichem (erzkapitalistischem) Lebensstil» vorzuhalten. – Über solchen Niederungen schwebt, als Verwaltungsratspräsident, der Literaturprofessor Werner Weber, der feinsinnig auf die hundertjährige Vergangenheit der Zeitung zurückblickt und im übrigen seinen «Literaturhimmel» reinhält.

Erich Schmid, Verhör und Tod in Winterthur. Limmat Verlag Zürich 1986, 240 Seiten.

Sale rêve à Sulzer-City

Trois ans après les attentats qui avaient mis la ville sens dessus dessous, le «terroriste» A. W. est relâché, faute de preuves. Entre-temps, son amie s'est suicidée. L'inspecteur qui la cuisinait aussi.



Le 8 août 1984, une bombe endommageait le domicile du conseiller fédéral Friedrich, qui allait prendre sa retraite deux semaines plus tard

Au cœur de l'harmonieux réseau des zones piétonnières du centre de Winterthour, une oasis de marginalité attire le regard comme une méchante tache sur une nappe fraîchement repassée. C'est le Café Widder, un établissement alternatif qui accueille toutes les jeunes tribus de la cité à l'exception des toxicomanes, relégués dans un endroit plus discret.

L'habitué du Widder ne pense pas comme ses concitoyens. Ainsi, au soir du 22 juillet dernier, il avait l'arrogance d'arroser dans la bière ce qui allait choquer toute la ville le lendemain.

D'abord, que la Municipalité avait décidé de déplacer sa Polizeistunde (l'heure réglementaire de fermeture des bistrots) de 23 à 24 heures dès le 1er septembre. Ensuite, qu'Alex W., ce peintre de 25 ans, considéré comme le principal responsable des attentats qui avaient secoué la ville durant l'été 1984, avait quitté le matin même le pénitencier de Regensdorf. Amaigri, mais libre, après trois années de détention.

De bien mauvaises nouvelles. Après tout, c'est bien à la rigueur morale de ses citoyens que Winterthour doit toute son opulence. Celle d'une orgueilleuse Sulzer-City (du nom de Sulzer, le principal employeur de la région) qui n'a pas à rougir de la proximité de sa puissante voisine Zurich. Et après tout, la justice cantonale devait avoir d'excellentes raisons d'envoyer ce maudit Alex au trou pour huit longues années... En réalité, un nombre croissant de demandes de dérogations avait forcé la ville à assouplir un régime d'ouverture nocturne unique en Suisse. En vérité, Alex avait été inculpé, et condamné, un peu hâtivement. Flagrants pour le Tribunal cantonal zurichois en septembre dernier, les indices de la participation d'Alex W. à six incendies criminels et attentats à l'explosif, dont celui perpétré contre le domicile de l'ancien conseiller fédéral Rudolf Friedrich, ont paru beaucoup moins évidents aux yeux des juges de la Cour de cassation. Devant les «preuves insuffisantes» qui émaillent un dossier lourd de 15 000 pages, ceux-ci ont donc annulé le jugement d'A. W., renvoyé son cas devant le Tribunal cantonal, et accordé la libération que demandait son défenseur Bernard Rambert. Un nouveau procès viendra établir, cette année encore, la culpabilité réelle, ou l'innocence, d'Alex W.

Au contraire des habitués du Widder, la bonne société de Winterthour ne pouvait souhaiter pire épilogue. A. W. libéré, une sale histoire revient hanter la conscience d'une communauté plus habituée à oublier ses problèmes dans le labeur que dans les établissements publics. Sale histoire parce que cette vague d'attentats a plus endommagé les valeurs d'ordre de la cité que toutes les luttes syndicales des années vingt. Une telle crise n'avait eu qu'un précédent, la violence en moins, au moment des révélations de journaliste alémanique Niklaus Meienberg. L'auteur des «Reportages en Suisse» avait prouvé, en effet, que le bon Dr Oskar Sulzer avait soutenu financièrement les nazis locaux durant la Seconde Guerre mondiale.

Sale histoire enfin, parce que le retour du «revenant» Alex vient rappeler le double suicide, entraîné par l'hystérie paranoïaque qui a suivi la vague d'attentats. Celui de sa propre compagne, Gabi, qui s'est pendue dans sa cellule après vingt-huit jours de mise au secret, et celui de son «bourreau», le commissaire Vogt, délégué de la police fédérale dans le district de Zurich.

Terrible, le récit de leur confrontation transfigure cette ville — éternellement associée au nom d'une assurance vie — en un paysage bien plus tragique: celui du lieu du crime de quelque roman de Dürrenmatt. Un roman qui commencerait à la fin du mois de novembre 1984.

A l'aube du 20, en effet, cent policiers font irruption dans les trois communautés qui regroupent les jeunes marginaux de la ville. Convaincues qu'elles trouveront dans le tas les responsables des attentats, les forces de l'ordre ratissent large, se préoccupant moins de trouver des indices tangibles que d'opérer un vaste coup de filet. Parmi les 21 suspects arrêtés dans cette razzia, Alex et Gabi. Intelligent, cultivé, Alex fait figure de leader dans la communauté de la Waldeggstrasse, un quartier de la banlieue Est de Winterthour, coincé entre industrie et campagne. Militant, Alex l'a été dans les luttes d'occupation des logements, dans le combat tiers-mondiste également.

Serait-il passé à l'action directe? C'est ce que voudrait bien prouver la police. Dans le local qui lui sert d'atelier et abrite la télévision collective, des résidus de poudre noire ont été recueillis. Dans d'autres pièces de la communauté, des morceaux de mèche et, pis, des instructions techniques destinées à la fabrication d'explosifs. Alex S. semble tout désigné pour incarner le «terroriste» qu'il faut livrer à une population apeurée, et à un ancien chef du Département de justice et police lui-même touché par les attentats.

Encore faut-il des preuves, dont l'établissement bute sur deux obstacles de taille. Le caractère «chaotique» de la communauté, selon le mot de l'un de ses anciens membres, ouverte au va-et-vient d'occupants fort divers, et le mutisme d'Alex. Alex ne parle pas, et ne parlera jamais durant les deux ans que vont durer l'instruction de son affaire. *«De peur que ses paroles soient déformées»*, affirme l'un de ses amis. Cette attitude offensive, pour paraître *«politiquement juste»* à ses anciens camarades, n'arrangera pas son cas. Ni celui de son amie, qui va faire les frais d'un vieux précepte policier: «Si l'homme ne parle pas, c'est la femme qu'il faut faire parler.»

Un boulot idéal pour le commissaire Vogt. La cinquantaine, alcoolique, vieux routier de la police fédérale, Vogt est le personnage dürrenmattien par excellence. L'homme a «ses» méthodes, comme on dit, exercées au contact d'individus autrement plus coriaces que la frêle Gabi. Convaincu de l'inefficacité du coup de filet de la police cantonale, il s'est d'abord lancé dans l'enquête avec une certaine réticence. Il va vite retrouver son zèle habituel. Face à cette fille qui s'est elle aussi enfermée dans le silence, Vogt va brandir une lettre, anonyme et obscène, retrouvée dans les affaires de Gabi. Son contenu a le mérite de la simplicité: *«Alex te trompe, baise avec d'autres filles»*, etc. Il aura le mérite de l'efficacité. *«A quoi bon couvrir un type pareil,* répétera Vogt à Gabi, *ce salaud nous a déjà parlé de toi, d'ailleurs.»* Gabi craquera, un peu d'abord, suggérant la responsabilité probable d'un autre suspect qu'Alex, puis complètement: en se pendant dans sa cellule, dans la nuit du 17 au 18 décembre 1984.

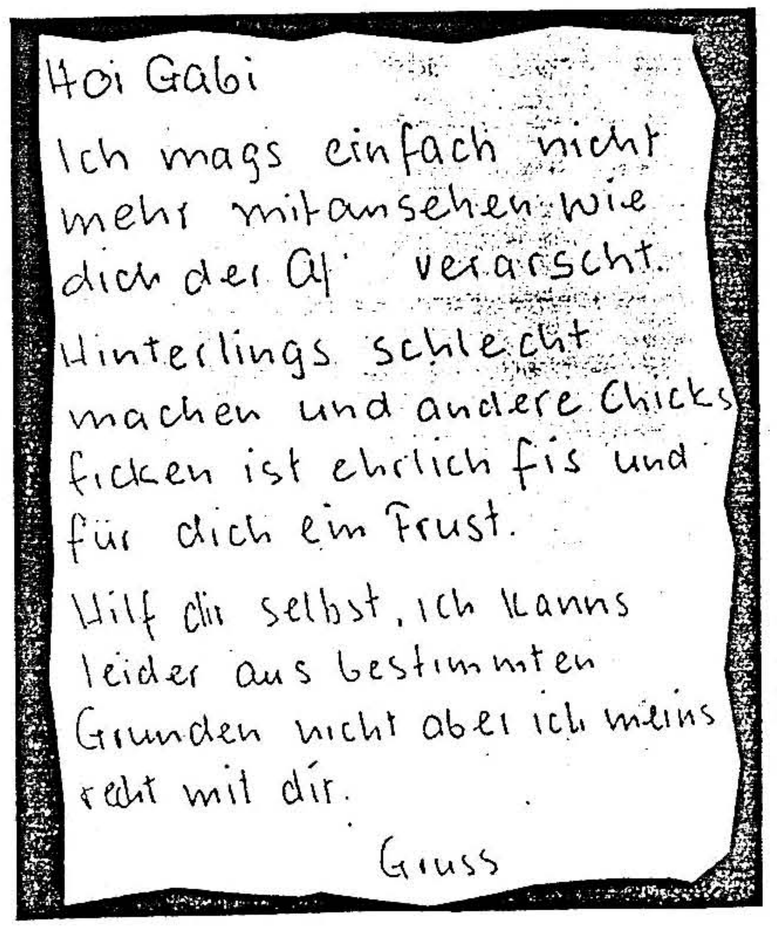
Plusieurs mois passent avant que l'enquête du journaliste zurichois Erich Schmidt *, révèle l'auteur probable de cette lettre envoyée à Gabi peu de jours avant son arrestation, alors qu'elle était déjà sous surveillance policière: le commissaire Vogt lui-même, dont l'épouse reconnaîtra formellement l'écriture. Cette révélation aura l'effet d'une bombe, que la police zurichoise tentera de désamorcer en opposant ses graphologues au témoignage de Mme Vogt. Le commissaire, lui, n'est plus là pour se disculper: il s'est suicidé, quelques jours avant Gabi, en se tirant une balle dans la tête sur la tombe du père de sa femme...

Sous l'effet du sentiment anticipé de quelque douloureuse culpabilité? Rien n'est moins sûr. Toujours méprisant à l'égard de ses collègues de la cantonale, le «féd» Vogt s'était fait muter à la suite d'une excessive provocation: descendu à l'Hôtel Krone de Winterthour dans le courant de novembre 1984, l'extravagant fonctionnaire avait cru bon inscrire «terroriste» sur sa fiche d'inscription, histoire de vérifier la vigilance de ses rivaux. Vogt n'aura pas supporté ce honteux retour aux mornes bureaux de Berne. Revenchard jusqu'au bout, il aurait d'ailleurs écrit avant de se donner la mort qu'il interdisait à tout policier d'assister à son enterrement.

Deux morts, un «terroriste» relâché faute de preuves, sans oublier A. S., un jeune de Winterthour, arrêté, lui, à Genève dans le cadre d'une autre affaire d'incendies criminels, voilà tout le bilan d'une enquête et d'une instruction longues de deux ans, dont un collège de juges au-dessus de tout soupçon vient de condamner les faiblesses. Un bilan inversement proportionnel à l'hystérie d'une chasse aux terroristes dans laquelle les considérations politiques se sont substituées aux considérations judiciaires.

Hors de portée du juge d'instruction Peter Marti qui voudrait le réentendre aujourd'hui, A. S. en sait quelque chose. Lui seul a été libéré sous caution bien avant A. W., malgré les soupçons qui pesaient sur son compte. Il avait eu le bon goût de choisir son avocat du «bon côté»: Me Werner Stauffacher, ex-secrétaire général de Pro Juventute, et camarade de parti de Rudolf Friedrich. ■

Antoine Jaccoud



Hoi Gabi
Ich mags einfach nicht
mehr mitansehen wie
dich der Al verarscht.
Hinterlings schlecht
machen und andere Chicks
ficken ist ehrlich fis und
für dich ein Frust.
Hilf dir selbst, ich kanns
leider aus bestimmten
Gründen nicht aber ich meins
recht mit dir.
Gruss

Un extrait de la lettre envoyée à Gabi quelques jours avant son arrestation: «C'est franchement dégueulasse et frustrant pour toi qu'il se conduise mal et baise d'autres nanas...»

* *Erich Schmid, «Verhör und Tod in Winterthur», Limmat Verlag.*

Beschreibung eines Justizskandals: «Verhör und Tod in Winterthur»

Viel Eifer, wenig Verstand

St.Gallen. ag. Am 15. September 1986 wurde ein 23jähriger Winterthurer Kunstmaler vom Zürcher Obergericht wegen Mittäterschaft bei sechs Brandbombenanschlägen schuldig befunden. Obwohl bei den «Anschlägen» niemand verletzt wurde und auch lediglich Sachschaden von 37 000 Franken entstand, wurde der Angeklagte zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Das Gericht habe damit, so Oberrichter Jakob Kopp, «ein deutliches Zeichen setzen» wollen. Dieses Wahnsinnsurteil war der vorläufige Schlusspunkt der sog. «Winterthurer Ereignisse» in den Jahren 1984 und 1985, die das vorher so ruhige Klima in der Sulzer-Stadt nachhaltig trübte. Die Vorgänge und die Reaktion von Polizei und Justiz hat der Journalist Erich Schmid (Ex-Tagi, nun WoZ) in einer umfangreichen Recherche ausgeleuchtet und einem Buch («Verhör und Tod in Winterthur», Limmat Verlag) zusammengefasst. Letzte Woche las Schmid aus dem Buch in der St.Galler Buchhandlung «Comedia». Man rieb sich nachher die Augen: Leben wir in einem Rechtsstaat oder in einer «Bananenrepublik»?

Umschlagbild zu Schmids Buch, gemalt vom Hauptbetroffenen Frank («Befragung zur Person»).

Was Schmid beschreibt, ist eine von missionarischem Eifer getragene, absolut unverhältnismässige Kampagne einiger zum Rechtsbürgertum zählenden Funktionäre von Bundespolizei, Zürcher Kantonspolizei und Winterthurer Bezirksanwaltschaft, die den gesamten Repressionsapparat einsetzten, um einige junge Leute aus der Winterthurer «Szene» fertigzumachen. Schon Ende der 70er, anfangs der 80er Jahre «bräselte» es in Winterthur. Damals mussten zahlreiche Polizisten wegen Übergriffen gegenüber Angehörigen von Randgruppen eine behördliche Untersuchung über sich ergehen lassen. «Szene»-Lokale wurden schikaniert, Konzerte polizeilich aufgelöst, Wohngemeinschaften aufgrund vager Anschuldigungen durchsucht.

Auch wenn nicht auszuschliessen ist, dass die Mehrheit der Winterthurer durchaus Freude an diesem «harten Durchgreifen» hatte – man sollte bei den Behörden mittlerweile wissen, wohin solche Schikanen führen. Und so war es auch in Winterthur: Es entstand eine Art «Kleinkrieg» mit einer Serie von Bomben- und Brandanschlägen.

Das Wort «Anschlag» erscheint in diesem Zusammenhang hochgegriffen; es handelte sich um Aktionen, bei denen weder Menschen gefährdet wurden noch grosser Sachschaden entstand. Immerhin, es waren Straftaten, und die Polizei hatte die Pflicht, Untersuchungen anzustellen. Nicht dass sie es tat, ist zu kritisieren, sondern wie sie es tat.

Offensichtlich selber von einer Art Jagdfieber gepackt, holten die Behörden zum grossen Schlag aus: In einer militärisch vorbereiteten Flächenrazzia (Codewort: «Engpass») wurden am 20. November 1984 21 Leute aus der «Wintiszene» verhaftet.

Und wie es so ist mit solchen Grossaktionen: Damit imponiert man zwar dem verängstigten Kleinbürger, aber die Fahndung ist damit noch keinen Schritt weitergekommen. Die Leute mussten nun ausgequetscht werden, was in solchen Fällen aber selten zum Durchblick verhilft. Alle sind ein bisschen mit der Szene «verhängt», wer aber war konkret bei den Straftaten dabei? Was sich Kantonspolizei, Bundespolizei (Sprengstoffdelikte!) und Bezirksanwaltschaft dabei an Tricks und Repressionsmethoden einfallen liessen, ist beeindruckend. Wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was Schmid (sauber recherchiert) darlegt, so könnte man schon von einem Polizei- und Justizskandal sprechen.

Das Resultat überrascht eigentlich schon nicht mehr: Zwei der jungen Leute bezahlten als «Sündenböcke» mit ihrer Existenz, die anderen mussten – teilweise nach unverhältnismässiger langer Haft – freigelassen werden.

Durch ein siebenstündiges, offenbar vorwiegend non-verbal geführtes Verhör – es existieren ganze fünf Protokollseiten! – wurde eine 23jährige Frau derart zermürbt, dass sie eine «äusserst massive Sachbeschädigung» (Bezirksanwalt Ueli Arbenz) gestand und sich nachher in der Zelle erhängte. Das zweite Opfer: Ihr Freund wurde zu den erwähnten acht Jahren Zuchthaus verurteilt.

Dieser Richterspruch steht in einer bedenklichen Tradition, denn dass die Richter «Recht mit rechts verwechseln» (das deutsche Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» ist nichts Neues. Allein in den ersten zwei Jahren der Weimarer Republik, die nahtlos in die Nazi-Diktatur überleitete, verhängten deutsche Richter gegen Angeklagte von der politischen Linken wegen 13 Morden acht Todesurteile, 176 Jahre und zehn Monate Freiheitsstrafe. Für 314 von der Rechten begangene Morde wurde kein einziges Todesurteil, sondern lediglich einmal lebenslängliche Festungshaft sowie insgesamt nur 31 Jahre und drei Monate Freiheitsstrafe verhängt.

Auch für die Schweiz gibt es mittlerweile zahlreiche Beispiele, in denen sich Polizei und Richter mit drakonischem Vorgehen gegen rebellische Linke hervortaten; rechtsextreme Skinheads oder gar Schläger aus den eigenen Reihen dürfen da mit mehr Milde rechnen.

Berufung eingelegt

ag. Das unbegreifliche Urteil von acht Jahren für den Winterthurer Kunstmaler ist noch nicht endgültig: Wie Autor Erich Schmid auf Anfrage der AZ erklärte, wurde gestern Berufung eingelegt. Auch in einem weiteren Punkt ist der Fall noch nicht abgeschlossen: Von den Anwälten wird noch einmal ein Gutachten über einen anonymen Brief eingeholt, der mit zum Selbstmord der jungen Frau beigetragen haben könnte. Im Brief war behauptet worden, ihr – ebenfalls verhafteter – Freund habe sie mit anderen Frauen hintergangen (der Frau wurde von der Polizei auch – fälschlicherweise – berichtet, ihr Freund sei im Bett einer anderen Frau verhaftet worden). Mehrere Schriftgutachten ergaben, dass der Bundespolizeibeamte V. den anonymen Brief geschrieben hatte. Die Bundesanwaltschaft bestritt anfänglich, dass V. die Frau überhaupt vernommen habe. Der Bundesrat buchstabierte kürzlich dann allerdings zurück: V. habe sie doch verhört und ihr auch den Brief gezeigt. Allerdings sei deswegen kein Druck auf sie ausgeübt worden...

Von offizieller Seite (Bezirksanwalt Ueli Arbenz) war als Grund für den Selbstmord der «enorme Gruppendruck» von aussen angegeben worden. In einem Abschiedsbrief habe die Frau geschrieben, der Selbstmord sei für sie «der einfachste Weg». Nachher musste Arbenz allerdings eingestehen, dass die Frau davon kein Wort geschrieben hatte und dass es sich beim «einfachsten Weg» um seine Interpretation handelte.

TAGI. MO. 8 DEZ. 86.

Der Schrei der Jugend von Winterthur

Eine Matinee des Zürcher Neumarkttheaters

In einer Matinee gedachte das Theater am Neumarkt gestern Sonntag der im sogenannten Winterthurer Verfahren verurteilten Hauptfigur A. W.. Mitglieder des Ensembles, Autoren und Freunde gaben ihrer Betroffenheit Ausdruck.

A. W. wurde 1984 wegen des Verdachts terroristischer Anschläge in Winterthur verhaftet und aufgrund blosser Indizienbeweise zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, ein Schuldspruch, der in seiner Härte hat aufhorchen lassen. Die Urteilsbegründung steht bis heute aus. A. W. geniesst anderseits als Künstler auch von etablierter Seite grosse Beachtung. So hat beispielsweise die kantonale Kunstkommission Werke von ihm zum Ankauf empfohlen, und der Regierungsrat hat diesen Vorschlag gebilligt. Zwei Bilder des Verurteilten waren für ihn stellvertretend an der Matinee anwesend.

Eine Symbolfigur

Man wolle A. W. nicht als Märtyrer feiern, hiess es an der Matinee. Aber Franz Hohlers Beitrag war immerhin geeignet, ihn zur Symbolfigur zu erhöhen. Für «die Herren dort vorn» (gemeint war das Gericht) verkörpere er offenbar das leibhaftige Böse. Wie aber, wenn er das Leid der Jugend und deren Schrei verkörpere, einer Jugend, die nach einem Weg suche, der nicht in Supermarkt und Eigenheim münde, fragte Franz Hohler. Jürg Amanns Vorlesung aus seinem Buch «Die Welt ist ein Versuch» erfolgte eher «aus solidarischer Distanz», während der Lyriker und Barde Linard Bardill mit einem mächtigen Sprung auf die Bühnenrampe die Aussage seines Gedichtes unterstrich, wonach wir nicht nach Sibirien zu verreisen hätten, weil Sibirien hier existiere. Der Musiklehrer Martin Langenegger aus Wetzikon setzte ein Solidaritätszeichen, das der Stunde gemäss war. Da er A. W. besser kennengelernt habe, da er mit ihm in einem Briefwechsel stehe, habe er, von den Ergebnissen noch überwältigt, heute keine Lust zu musizieren. Doch er liess ab Band z. B. die Komposition von Brecht/Eisler «Im Gefängnis zu singen» abspielen, ein Lied, das auch A. W. immer wieder in seiner Zelle singt.

Wirklich bestürzende Gegeninformation zu den offiziellen Darstellungen der «Winterthurer Ereignisse» gab aber der Journalist Erich Schmid. Um der Wahrheit näher zu kommen, hat er eineinhalb Jahre recherchiert. Dazu war er materiell nur deswegen in der Lage, weil er 19 000 Franken Pensionsgelder vorzeitig freibekommen konnte, nachdem er seine Anstellung als Polizeireporter am «Tages-Anzeiger» aufgegeben hatte. Zu diesem Schritt fühlte er sich gezwungen, weil grosse Medienkonzerne, einschliesslich des TA, solche «einseitige» Berichte, wie er sie in der Winterthurer Affäre zu schreiben gewillt war, nicht veröffentlichen wollten. Die Ergebnisse von Schmids Recherchen wiegen zu schwer, als dass sie an dieser Stelle rasch «verbraten» werden dürften. Seit heute sind sie übrigens in Buchform greifbar. Das Buch heisst «Verhör und Tod in Winterthur» und ist im Limmat Verlag in Zürich erschienen. *(fbr.)*

Das rebellische Eigentum

Peter Martin legt eine Geschichte des Widerstands der Sklaven vor / Neue Fakten über Fluchtstätten

„Dieser Kerl war von Kopf bis auf die Füße ganz schwarz, ein deutlicher Beweis, daß das, was er sagte, dumm war", urteilte der Philosoph Immanuel Kant im 18. Jahrhundert über die unverständliche Eigenart afrikanischer Sklaven, wieder in ihre Heimat zurückkehren zu wollen. Und auch Deutschlands Großdichter Heinrich von Kleist verstand das nicht, denn „so erträglich ist der Zustand der Neger in Amerika", so Kleist, „im Vergleich mit dem Elend, dem sie unter der grimmigen Herrschaft ihrer einheimischen Despoten ausgesetzt sind."

Aber von angeblicher „Leichtlebigkeit" oder gar „Fröhlichkeit" versklavter Afrikaner in der „Neuen Welt" wird auch heute noch gern geschrieben. So meinen zwei amerikanische Geschichtsprofessoren, daß ein „typischer Feldsklave" doch „ungefähr 90 Prozent des von ihm produzierten Einkommens" erhalten habe. Und ein nicht unbekannter Kenner lateinamerikanischer Musik verzeichnet in seinem Werk, daß es den Schwarzen an Feiertagen nicht zu mangeln schien. Diese Mythen des guten Lebens in der Sklaverei zeugen von einer unverschämten Arroganz und Überheblichkeit angesichts der unermeßlichen Qualen von Millionen zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert versklavter und auf den neuen Kontinent Amerika verschiffter Menschen.

Die Geschichte der Sklaverei und ihre Bedeutung für europäische Wirtschaften wird erst seit einigen Jahren systematischer aufgearbeitet. Das Leben der unfreien Afroamerikaner aber ist noch immer ein unterbelichteter Fleck in der Geschichtsschreibung. Entweder kommen sie nur als Opfer weißer Aggression oder als Empfänger weißen Paternalismus vor. Daß sie aber ebenso handelnde Subjekte sind, hat Peter Martin in seinem Buch „Das rebellische Eigentum" herausgestellt. Ihm ist der Widerstand der Sklaven im Lichte ihrer Arbeits- und Lebensverhältnisse bedeutsam. Und er hat sich den großen Verdienst erworben, umfangreiches Material zusammengetragen und analysiert zu haben. Angesichts der Zerstörung vieler Quellensammlungen — so ließ der brasilianische Finanzminister Ruy Barbosa Ende letzten Jahrhunderts alle Unterlagen zur brasilianischen Sklaverei verbrennen — eine beachtliche Leistung.

Martin belegte einerseits die Skrupellosigkeit und Brutalität von Sklavenhändlern und Kolonialstaaten, die grausame Verschacherung menschlicher Waren, andererseits aber auch, daß die Macht der Herrschaft keinesfalls lückenlos war. Der Autor weist nach, daß die Versklavung den Europäern bereits in Afrika hohe Kosten bereitete. Ihren Hochmut und ihr leichtfertiges Auftreten bezahlten viele Expeditionen mit dem Tod ganzer Schiffsbesatzungen. Ihre unsägliche Angst trieb gefangengenommene Afrikaner auf der See zu heftigen Revolten. Waren sie gemeinsam geplant, glückten sie mitunter. Oft stürzten sich die Menschen aber in ihrer Ungewißheit vor zukünftigen Schrecken ins Meer oder starben unter Deck den Hungertod.

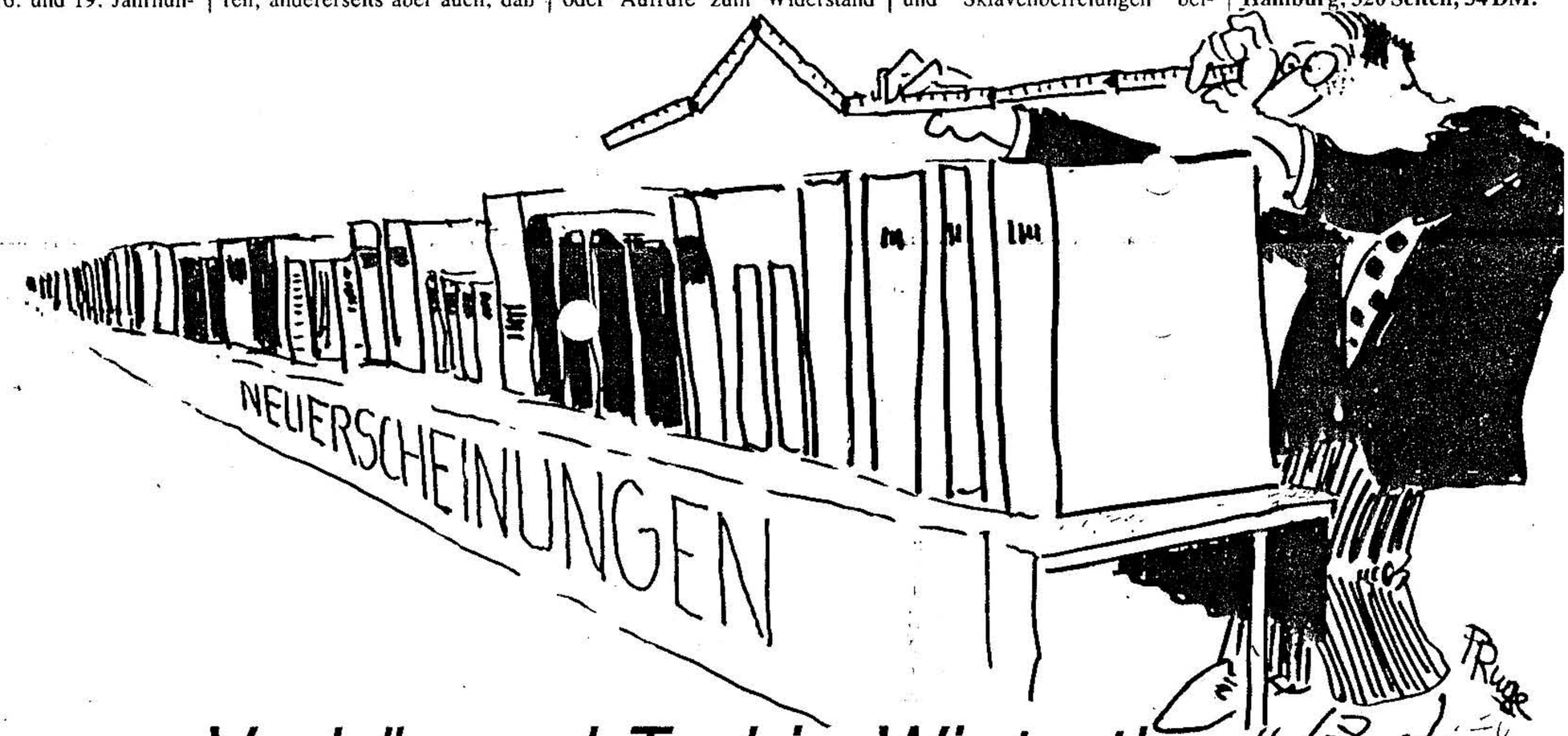
Auf dem amerikanischen Kontinent wurden in der Konfrontation zur Sklavenhaltergesellschaft Widerstandsformen entwickelt, die immer in Verbindung zur afrikanischen Identität zu sehen sind, so Martin. Dabei war die Sabotage eines der häufigsten Formen — was nicht von ungefähr zum Stigma der Faulheit geführt hat und aus diesem Grund heute noch in den Köpfen der Herrenvölker steckt. Ihre Identität bewahrten sich die Menschen durch Poesien, Geschichten und Fabeln, die das Selbstvertrauen stärken sollten. Peter Martin legt hier eindrucksvolle Beispiele vor. Verschlüsselte Lieder gaben bedeutende Informationen, Warnungen oder Aufrufe zum Widerstand oder zur Revolte wieder. Aufstände entwickelten sich nicht selten auch durch Tänze. Und Trommeln bedeuteten dabei ein unabdingbares Mittel der Verständigung, weshalb sie oftmals verboten wurden. Als noch 1938 auf Trinidad Trommeln eine Beinahe-Revolution mit herbeiführten, löste ein darauffolgendes Verbot gar eine Musik-Innovation aus: Alte Ölfässer wurden als Trommeln umfunktioniert, die famösen „Steel-Bands" entstanden.

Wo aber sollten geflüchtete Sklaven hin? Was geschah mit den Revoltierenden? Unbekannter noch als Einzelheiten aus dem Alltagsleben der Sklaven — wie überlieferte Gospels oder eventuelle literarische Aufarbeitungen („Onkel Toms Hütte") — sind uns die Fluchtstätten befreiter Sklaven. Diese Orte wuchsen nicht selten zu einer allumfassenden Stadt oder Republik mit verschiedenen Pflanzungen, Werkstätten, Märkten oder religiösen Gebäuden heran. Sie hatten ausgetüftelte Festigungsanlagen mit mehreren Möglichkeiten der Verteidigung und Flucht. Diese „palenques" oder „quilombos" genannten afrikanischen Inseln der Freiheit besaßen Aufklärungs-, Melde- und Nachrichtensysteme. Aufgrund der Schäden, die sie den Kolonialherren durch Überfälle, Brände und Sklavenbefreiungen beibrachten, kam es vielen Plantagenbesitzern häufig gelegener, Handelsbeziehungen zu den freien Afroamerikanern aufzunehmen. Auch die Kolonialregierungen waren mitunter zu Arrangements mit den freien Republiken und Städten gezwungen, wenn es zu aufreibend wurde, sie zu zerstören.

Dennoch ist es gelungen, die teils auch von Generälen bewunderten Inseln der Freiheit aufzuspüren und zu vernichten. Jahrhunderte hindurch wurde Schweigen über diese Republiken gewahrt. Erst allmählich besinnt man sich dieser historischen Phänomene — besonders bemühen sich in diesem Sinne brasilianische Künstler und Historiker.

Peter Martin betritt bei seiner Aufarbeitung nicht die Ebene der Betrachtung von Sklaven als Objekte einer gefühllosen Wissenschaft. Im Gegenteil: In seinem Buch zeichnet er die Unterjochten endlich als denkende und handelnde Menschen. Im deutschen Sprachraum liegt bisher keine so eindrucksvolle und spannend geschriebene Dokumentation des Widerstands afroamerikanischer Sklaven vor.

Peter Martin, Das rebellische Eigentum. Vom Kampf der Afroamerikaner gegen ihre Versklavung. Junius Verlag, Hamburg, 320 Seiten, 34 DM.



„Verhör und Tod in Winterthur"

Reportage über eine Repressionswelle in der Schweiz 1984 und den Selbstmord einer in Isolationshaft gehaltenen Frau

Die Geschichte beginnt an einem sonnigen Sommertag im Jahr 1985. Der Autor sitzt im Schnellzug Zürich-Winterthur. Er ist Journalist, sein Ausflug in die reiche alte Industriestadt steht im Zeichen seiner Arbeit. Eine heikle Arbeit ohne Auftrag; die Zeitungsverleger wollen sich die Finger nicht verbrennen. Erich Schmid, damals noch akkreditierter Gerichtsreporter beim 'Zürcher Tagesanzeiger', hat vor, die Geheimnisse und Widersprüche um die sogenannten Winterthurer Ereignisse zu lüften. Seit Anfang der achtziger Jahre störte eine Gruppe von Jugendlichen Ruhe und Ansehen der Stadt, in der 1937 ein heute noch gültiges Friedensabkommen zwischen Gewerkschaften und Unternehmern abgeschlossen worden war.

Es begann 1980 mit Protesten und Demonstrationen gegen die Lieferung partieller Atomanlagen der ansässigen Industrie an Argentinien und endete mit einem Sprengstroffanschlag auf das Wohnzimmerfenster eines Bundesrates. Im Jahre 1984 wurden sechs Sprengstoffanschläge registriert, begangen mit selbstgebastelten „Bomben" aus Feuerwerk- und Blindpatronenpulver. Der „Winti-Szene" wurden außerdem 20 Brandanschläge und 500 Sachbeschädigungen angelastet. Die Sachbeschädigungen beziehen sich allesamt auf das Besprayen von privaten und öffentlichen Gebäuden. Der Staat reagierte mit dem gesamten zur Verfügung stehenden Repressionsapparat.

„Am 20. November 1984 hatten Stadt- und Kantonspolizei bei der größten je durchgeführten Verhaftungsaktion auf einen Schlag 24 Jugendliche flächenartig festgenommen; sechs wurden zur Fahndung ausgeschrieben und zwei weitere in die Ermittlungen einbezogen." (S.8) Ohne die konkreten Verhaftungsgründe zu kennen, wurden die Jugendlichen in Isolationshaft gehalten, mit eingeschränkten Kontakten nach draußen. Sie verweigerten die Aussage, was wiederum als Begründung für die drastischen Maßnahmen diente.

Ein Verfahren, das der ungesetzlichen Geständnishaft gefährlich nahe kam — bis die 23jährige Freundin des Hauptverdächtigten am 17.12.1984 nach einem über siebenstündigen Verhör in ihrer Zelle Selbstmord beging. Von dem Verhör existieren ganze fünf Protokollseiten. Vier Wochen wurde die Frau in Einzelhaft gehalten, ohne daß ihr konkret etwas vorgehalten werden konnte. Man brauchte sie als Zeugin. Während der vier Wochen durfte sie ein einziges Mal mit ihrer Anwältin sprechen. Das Gespräch fand unter Aufsicht statt.

Welche Rolle spielte ein anonymer Brief, von dem die Angeklagte ihrer Anwältin erzählte? Und der Berner Komissär V., der sich kurz nach der „Aktion Engpaß", wie die Flächenverhaftungen im Polizeijargon genannt wurden, über dem Grab seines Schwiegervaters erschossen hatte? In welcher Beziehung stand er zu der jungen Frau? Hatte er etwas mit dem anonymen Brief zu tun?

Fragen, die Erich Schmid zu klären versucht. Er kommt nicht so richtig voran, prallt immer wieder an der Verschleierungstaktik der Bezirksanwaltschaft und ihrer Einflußnahme auf die Zeugen ab. Der Jorunalist gerät immer tiefer in die Geschichte hinein, so daß das Buch eigentlich zwei Geschichten erzählt. Einmal die Hintergründe über die Winterthurer Ereignisse und dann die Veränderung, die mit dem Reporter während des Recherchierens und Schreibens geschieht.

Er selbst wird zum Objekt der Beobachtung und nimmt Einfluß auf die weitere Entwicklung der Geschehnisse, die er ursprünglich nur kommentieren wollte. Sein Verhältnis zur Redaktion des 'Tagesanzeigers', zu seinen Mitarbeitern, verändert sich. Er wird zum Außenseiter. Die Reportage kostet Schmid seinen Arbeitsvertrag, er verliert die Akkreditierung beim Zürcher Obergericht und gerät zuletzt in die Rolle des Zeugen vor dem Bezirksgericht.

Das Tempo der Erzählung beschleunigt sich, bis sich zum Schluß hin die Ereignisse überstürzen. Der gemächlichen Schilderung des sonnigen Sommertages, in die Schmid Erinnerungen an die eigene Jugend in Winterthur, Erklärungen, Reflexionen und Gespräche mit den Jugendlichen einflicht, folgt im zweiten Teil ein warmer Oktobertag, an dem er sich mit der Mutter der jungen Frau trifft. Noch hat er Zeit und Ruhe für Umwege und Abschweifungen. Dann gibt es nur noch kurze Treffen, Telefongespräche, Briefverkehr mit den Staatsorganen, eine knappe Schilderung des Vorgefallenen. In einem post scriptum die zufällige Auflösung des Geheimnisses um den anonymen Brief.

Schmid beschreibt eingehend, welche Ausmaße die Repression des Staats annimmt, wenn sich seine Verwaltungsorgane verselbständigen. Wie allein die Existenz von modernsten Überwachungstechniken und Isolationstrakten ihre Benutzung einfordern. Und doch ist es kaum zu glauben, daß es wahr ist. Daß eine 23jährige Frau zum Selbstmord getrieben wird, weil sie einen Joghurtbecher voller Farbe an eine frisch renovierte Kirchenwand geschmissen hat.

Astrid Deuber-Mankowsky

Erich Schmid, Verhör und Tod in Winterthur, Zürich 1987, 238 S., 25 DM